



Der 9. November
1938

SEITE 32

Ein Essay von
Viola Roggenkamp

SEITE 26 – 27



Interview mit
Mudar Zahran:
Jordanien ist
Palästina!

SEITE 23



Wort des Herausgebers Dr. R. Korenzecher

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

Zunehmende bestätigende Resonanz und wachsende Leserzahlen im In- und Ausland geben uns Anlass zur Genugtuung und machen der Redaktion und mir Mut, unsere Stimme auch weiterhin vernehmlich, konsequent und kompromisslos gegen jede Form des Antisemitismus und für die Verteidigung und den Erhalt unserer freiheitlich demokratischen, westlichen Lebenswelt zu erheben.

Für die uns hierbei zu Teil gewordene Sympathie und Bestärkung danken wir allen unseren Lesern, Unterstützern und Freunden auf das Herzlichste. Ihren vielfachen Zuspruch sehen wir als unsere vorrangige Verpflichtung an.

Die selbst in schlimmsten Alpträumen nicht angedachten Ereignisse des Sommers 2014, in dem sich auf unseren Straßen und in großen Teilen West-Europas ein seit 1945 nicht mehr erlebter Tsunami ungehemmt offenkundig gewordenen, unverhohlenen Judenhasses ergoss, erlaubt uns nicht, auch nur einen Augenblick abzulassen, den – aller Verfolgung und Anfeindung zum Trotz – untrennbaren positiven Beitrag des Judentums an unserem gemeinsamen wertvollen abendländischen Erbe darzulegen.

Der gesamte, von uns heute gelebte und geliebte freiheitliche Lifestyle, unsere geistigen Errungenschaften, unsere Philosophie, unsere politische Kultur, unsere Musik, unsere Literatur, unsere moderne Medizin und unser wissenschaftlicher Fortschritt in fast allen Bereichen wären nicht denkbar ohne dieses gemeinsame Erbe, das mit großer Entschlossenheit gegen alle, den hiesigen Mainstream gegenwärtig leider wieder zunehmend dominierenden antijüdischen Vorbehalte und Anfeindungen geschützt werden muss.

In diesem Sinne verstehen wir auch die Novemberausgabe unseres Periodikums, zu der wir uns wieder Ihr für uns wichtiges, konstruktives Interesse wünschen.

Auch wenn der Monat November in unseren Breiten insgesamt ein eher von elegischer Stimmung getragener Herbstmonat ist und nicht wenige, meist dieser Stimmung entsprechende Gedenktage aufweist, so beinhaltet er doch gerade in der neueren Geschichte Tage der Erinnerung an Ereignisse, die sowohl für

→ Fortsetzung auf Seite 2

Österreich 3,70 € Schweiz 4,60 CHF

ISSN 2199-3572



4 198807 003709



Das Ende der Erinnerung?

Berlin inszeniert ein Spektakel zum Mauerfall

Von der Redaktion

Das Ende der DDR

Das Ende des SED-Regimes ist ein Grund zur Freude. Die DDR war ein autoritärer Staat, der für die Nichtanerkennung Israels stand. Dafür unterstützte die DDR arabische Staaten in Kriegen gegen Israel und natürlich die Palästinenser und die PLO. Es gab keine »Entschädigungen« für Holocaust-Opfer und keine Rückgängigmachung von »Arisierungen«. Man fühlte sich als das »bessere Deutschland« und verweigerte schlicht, das Erbe der Nazi-Zeit anzutreten. Enteignete jüdische Deutsche aus ostdeutschen Ländern, die überlebt hatten, aber nicht die »richtige« politische Einstellung nachweisen konnten, hatten von vorne herein das Nachsehen – was noch gar nichts für die unsägliche »Entschädigungs«-praxis im Westen sagt. Am 9. November 1989, was für ein zeitlicher »Zufall« in der deutschen Geschichte, stürmten DDR-Bürger die Mauer in Berlin und konnten endlich die heiß ersehnten Bananen und Puddings bei Aldi kaufen, die ihnen viele Jahre vorenthalten worden waren. Es war aber auch das Ende der Staatssicherheit, der Stasi. Die DDR hatte jedoch keine ehemaligen Nationalsozialisten als Bundespräsidenten wie die BRD mit Karl Carstens und sie hatte auch keine ehemaligen Nazis als Staatsratsvorsitzenden wie Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger. Gleichwohl wurden auf unteren Ebenen in der DDR ebenfalls ehemalige NSDAP-Mitglieder oder Mitglieder anderer Nazi-Organisationen »integriert«, von Ausnahmen abgesehen.

Der Politikwissenschaftler und Publizist Martin Jander kritisiert die Aktivitäten in Berlin zum »Mauerfall« und schreibt auf dem Internetportal Hagalil: »Die Verdrängung der Erinnerung an den 9. November ist aber die weniger kraußförmig, als ästhetisches Großevent inszenierte bildungsbürgerliche Forderung nach einer Beendigung des »Schuldskult«. Die Generation der Tätereltern wendet sich den Leiden ihrer Großeltern zu und will von den Fragen von Schuld, Haftung und Solidarität mit den Überlebenden nichts mehr hören.«

Jüdische Einwanderung

Es gab ca. 25.000 Juden in der BRD, und nur ein paar Hundert in der DDR. Heute gibt es über 100.000 Juden in der Bundesrepublik, vor allem Dank der Einwanderung von Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. Für Israel bedeutete die Einwanderung von über einer Million Juden aus der Ex-UdSSR die wohl



Die Skulptur »Molecule Man« in Berlin-Treptow auf der Spree, auch als Erinnerung an die Mauer in Berlin

Foto: Avda, 2013 via Wikimedia

größte Alijah aller Zeiten. Den wenigen Jahren des Aufbruchs Anfang der 1990er Jahre mit dieser enormen Einwanderung von Juden nach Israel, aber auch mit dem zweifelhaften Friedensnobelpreis für den Terroristen Yasir Arafat, der Einrichtung der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) und dem Osloer Friedensprozess, folgten düsterere Zeiten.

»Auschwitz bewältigen«

1979 meinte der damalige DKP-Sympathisant und Schriftsteller Martin Walser in einem vom linken Starintellektuellen der BRD, Jürgen Habermas, bei Suhrkamp herausgegebenen Band: »Auschwitz. Und damit hat sich's. Verwirrt. Wenn wir Auschwitz bewältigen könnten, könnten wir uns wieder nationalen Aufgaben zuwenden.« Seit dem 9. November 1989 wendet sich dieses Land permanent »nationalen Aufgaben« zu. Gerhard Schröder, der ehemalige SPD-Bundeskanzler in der ersten rot-grünen Bundesregierung, beschritt nach dem 11. September einen »deutschen Weg« und attackierte Amerika ganz unverhoh-

len. Schröder wollte auch ein Holocaust-Mahnmal, zu »dem man gerne geht« und er hat es bekommen, gleich neben dem wieder geöffneten Brandenburger Tor. Walser wiederum griff den damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis, antisemitisch an, als dieser sich gegen den deutsch-nationalen Ton und das Wort von der »Moralkeule Auschwitz« verwehrte, für das Walser als Preisträger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Oktober 1998 in der Frankfurter Paulskirche Standing Ovations von der deutschen politischen und kulturellen Elite erhalten hatte.

Seit 1989 wurden mehr als 180 Menschen von Neonazis in Deutschland ermordet. Einwanderer bzw. Deutsche, deren Eltern eingewandert waren, Flüchtlinge, Linke, Obdachlose, Homosexuelle, Punker und andere fielen der Gewalt von Rechtsextremen zum Opfer. Die rassistische Mordserie des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) an Migranten von 2000 bis 2006 hat eine nicht geahnte rechts-terroristische Qualität, wobei der

→ Fortsetzung auf Seite 2

← Fortsetzung von Seite 1

Staat, die Verfassungsschutzbehörden und die Polizei eine höchst fragwürdige Rolle spiel(t)en.

Seit 1989 wurden ungezählte jüdische Friedhöfe beschmiert und verwüstet, Synagogen angegriffen und auch die Jenaer NSU verübte antisemitische Taten. Zweifelloso gab es bereits vor 1989 in der BRD massiven Antisemitismus und Rassismus von Seiten der organisierten Rechtsextremen, und in der DDR gab es ebenfalls Neonazis und verdeckten Antisemitismus. Tatsache ist, dass schon sehr lange jede größere jüdische Einrichtung, jeder jüdische Kindergarten, jedes jüdische Gemeindehaus und jede jüdische Schule Polizeischutz hat.

Heute kommen als mögliche Angreifer nicht nur Neonazis in Frage, sondern auch Täter mit dem sog. Migrationshintergrund arabischer Länder oder der Türkei und Islamisten reihen sich in den Kreis derer ein, die Juden und jüdische Einrichtungen attackieren. Linke Antisemiten hatten ihr Coming-Out mit einem geplanten Bombenanschlag auf ein jüdisches Gemeindehaus bereits am 9. November 1969 in Berlin, ein Fanal für den Antisemitismus mit gutem Gewissen, den Antizionismus.

Von Erinnerungsabwehr zum Antizionismus

Die Mitte der deutschen Gesellschaft ist heute in einem Maße antisemitisch eingestellt, wie es vor 1989 kaum denkbar war, trotz antisemitischer Events wie dem Besuch des Soldatenfriedhofs in Bitburg 1985 von Kohl und US-Präsident Reagan und dem geschichtsrevisionistischen Einsatz von Ernst Nolte 1986, der meinte, die Verbrechen der Sowjets und Stalins seien der Grund für den Holocaust gewesen, denn die »asiatische Tat« sei den deutschen Verbrecher vorhergegangen. Doch

sie erhielten damals Contra von führenden Intellektuellen wie Hans-Ulrich Wehler oder Jürgen Habermas. Heute sind die Thesen von Nolte international Mainstream, die Verharmlosung der Shoah ist eine Art Sport unter Akademikern geworden. In Deutschland läuft das Hand in Hand mit Debatten über einen »Bombenholocaust«, wie keineswegs nur die Bild-Zeitung meinte, als sie Jörg Friedrichs Buch über den Bombenkrieg gegen Nazi-Deutschland vorab druckte, sondern auch die neonazistische NPD. Aufgleiche Weise wird seit 1989 ein deutscher Opfermythos gebastelt, der sich auch in der Debatte über »Vertreibungen« der Deutschen aus dem Osten festmachen lässt.

Heute zeigt sich der Antisemitismus weiter Teile der deutschen Gesellschaft vor allem im Antizionismus, dem Hass auf Israel. Das geht weit über die von der Umfrageforschung präsentierten 15–20% Antisemiten hinaus und vor Jahren sahen 65% der Deutschen Israel als größte »Gefahr für den Weltfrieden« an. Jakob Augstein, Günter Grass, führende SPD-Politiker, die sich gegen Waffen für Israel aussprechen, Leitmedien wie SpiegelOnline, die den Wohnungsbau Israels in umstrittenen Gebieten – egal ob man nun diesen Bau für gut, unnötig oder falsch betrachtet – für den »labilen Frieden« im ganzen Nahen Osten verantwortlich machen (SPON, 29.10.14) oder Mitglieder der Partei Die Linke, die auf antiisraelischen Terrorschiffen mitschippeln (wie 2010), sind keine Extremisten am Rand der Gesellschaft, sie zeigen vielmehr an, wie tief der Antisemitismus in der Mitte der Gesellschaft verankert ist, natürlich zumeist journalistisch, politisch und lyrisch schön wattiert.

Revival jüdischen Lebens heute?

Vor 1989 gab es den Kalten Krieg, der

durch viele »heiße« Kriege abgelöst wurde. Die Welt ist heute unsicherer denn je seit 1945. Israel ist isolierter als vor 1989, daran kann kein Zweifel bestehen. Der Antisemitismus in Deutschland hat sich verändert, er wird viel offener vertreten als noch vor 1989.

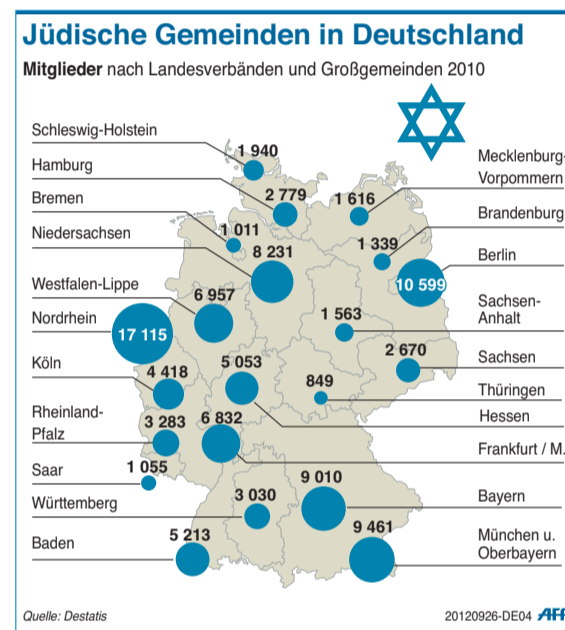
Es gibt aber auch ein Revival jüdischen Lebens in Deutschland, das vielfach den Folgen von 1989 und der Einwanderung aus der Ex-Sowjetunion zu verdanken ist. Zum ersten Mal gibt es wieder ein unübersehbares jüdisches Leben und selbst nicht-jüdische pro-israelische Gruppen treten in Erscheinung. Wie fragil das alles jedoch ist, zeigte die »Beschneidungsdebatte« im Jahr 2012 auf dramatische Weise, als ach-so-super-pro-israelische Linke (gemeinsam mit der Mehrheit der Deutschen) gegen das Judentum hetzten, dass sich die Balken in deutsch-nationalen Stammtischen bogen.

Nun wird also 25 Jahre »Vereinigung«

mit einem großen Spektakel gefeiert – für ein paar Opfer der Shoah lässt man ohn' Unterlass »Stolpersteine« ins Trottoir ein, die außer Hunden kaum jemand wahrnimmt. Leuchtende Ballons gehen stilvoll in die Luft, während unten Fiffi an einem »hier wohnte...« schnüffelt und seine Duftmarke daneben setzt.

Was steht in dieser Ausgabe der JR?

Diesmal geht es um die SPD (S. 3), um die griechischen Medien (S. 4) bzw. um Südafrika (S. 8) und deren Umgang mit antisemitischen Tendenzen, um den Islamischen Staat (S. 20) und die noch größere iranische Gefahr (S. 9). Es geht um jüdische Partnervermittlung (S. 13) und den Besuch von Rabbiner Stephen L. Fuchs aus den USA (S. 14+15). Drei Filme werden vorgestellt »Body and Soul« (S. 19), »Der Grüne Prinz« (S. 21), der jetzt in die Kinos kommt, und »Punk Jews« (S. 13). Die Erinnerung an die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 nimmt einen breiten Raum ein (S. 32–34), ebenso wie die Sprachkritik am Beispiel des Ausdrucks »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« (S. 26+27). Von besonderer Bedeutung ist ein Interview mit Mudar Zahran (S. 23), einem führenden jordanisch-palästinensischen Exilpolitiker, der sagt, dass die Palästinenser bereits einen Staat haben: Jordanien! Das sollte die verstockten Diskussionen in Europa und der Welt über eine »Zweitstaatenlösung« auf eine neue Spur bringen können. Dies und einiges mehr findet sich in der vorliegenden Ausgabe der Jüdischen Rundschau.



Jüdische Gemeinden in Deutschland, Stand 2010
Jochen Gebauer / AFP

← Fortsetzung von Seite 1

LIEBE LESERINNEN UND LIEBE LESER

Deutschland als auch für die Juden von schicksalhafter Bedeutung sind und maßgeblich zur heutigen politischen Situation beigetragen haben.

Der 29. November 1947 ist der Tag der Resolution 181 (II), in der sich die UNO mit überwältigender Mehrheit für eine Teilung des damaligen Britischen Mandatsgebiets und die Wiederentstehung eines jüdischen Nationalstaates auf einem Teil des alten jüdischen Territoriums aussprach und ist damit die eigentliche Geburtsstunde des modernen demokratischen Staates Israel.

Für Deutschland aber auch für die deutschen und europäischen Juden schicksalhaft sind jedoch auch unfraglich die historischen Ereignisse, die jeweils koinzidenter Weise auf den 9. November fielen und von denen insbesondere der 9. November der Jahre 1918, 1938 und 1989 hervorzuheben ist.

Der Hoffnungsfunke, den die Abdankung des deutschen Kaiserreichs und das Ausrufen einer Republik Deutschland am 9. November 1918 in dem Weltkriegs-Igeschundenen Europa für einige wenige Jahre aufkeimen ließ, wurde sehr bald zertreten von der durch Deutschland selbst-erwählten braunen Nazi-Herrschaft, dem antisemitischen Terror der Pogromnacht des 9. November 1938 und der folgenden Ermordung von 6 Millionen europäischen Juden durch deutsche Nazischer-gen und ihre bereitwilligen Helfer.

Mit dem 9. November 1989 konnte durch den Fall der Berliner Mauer die in der Folge des 2. Weltkrieges entstandene Teilung Deutschlands überwunden und Freiheit und Demokratie für alle, auch für die jüdischen Bürger des wiedervereinten deutschen Staates geschaffen werden.

Staatstragend und symbolhaft für den freiheitlichen Geist des neuen, demokratischen und wiedervereinten Deutschland war auch die aufrichtige Freude und das weitere Anwachsen der sich in den Nachkriegsjahren nur langsam wieder etablierenden, nahezu ausgemerzten – zum Teil auf eine weit über Tausend Jahre alte Tradition zurückblickenden – jüdischen Gemeinden in unserem Lande.

Gegenwärtig und am Vorabend der 25-Jahr-Feiern zum Tag des Mauerfalls mischt sich in die Freude an der Wiedervereinigung die Sorge, dass diese Republik – allen negativen Erfahrungen der Weimarer Republik zum Trotz – aber auch Europa dabei sind, die Chancen, die die Überwindung des kalten Krieges und der Blöcke für unsere freiheitliche Lebensweise in Überfülle gebracht hat, dauerhaft zu vertun.

Unsere westlichen Demokratien sind gerade dabei, unser hart und opferreich erkämpftes humanistisches Erbe durch falsch verstandenes Appeasement und undifferenziertes Gewährenlassen den zumeist islamischen Feinden unserer Demokratie und Lebensweise nahezu ohne

Gegenwehr zu überlassen und gleichzeitig Tür und Tor für ein reaktives Erstarren des rechten Randes zu öffnen.

Mit der in den letzten 25 Jahren mit zunehmender Geschwindigkeit gewachsenen Islamisierung unserer europäischen Gesellschaften wurden – unterstützt durch unsere Mainstream-Medien und Appeasement-Politik – Erosionen an unserer freiheitlich westlichen Lebensweise zugelassen, die wir in unserer säkularen, Religions-getrennten Lebenswelt kaum für möglich gehalten haben. Karikaturisten und Kabarettisten müssen sich zunehmend verantworten und werden von Islam-Anhängern massiv bedroht, wenn sie sich kritisch zum Islam äußern – freie Meinungsäußerung in diese Richtung ist kaum noch zugelassen und wird als Verächtlich-Machung des Islams und zwar ausschließlich des Islams kriminalisiert.

Während islamistische Rattenfänger in unseren europäischen Ländern Tausende Jugendliche zum Morden für den IS abrichten, verwickeln uns unsere hiesigen Terror-, Scharia- und Islam-Versteher aus Medien und Politik in Scheindiskussionen und beleidigen unsere Intelligenz, in dem sie uns vorgaukeln, der IS hätte nichts mit dem Islam zu tun – etwa in der Art als hätte der Alkohol nichts mit Alkoholumismus gemein.

Das ohnehin in unseren Gesellschaften tief verankerte, tradierte antijüdi-

sche Ressentiment hat durch die von den Mainstream-Medien und der Politik hochgepöbelte islamische Migrantenszene und die gleichzeitig wieder massiv auftretenden rechten Krawallmacher eine nie geahnte, gewalttätige Verstärkung erfahren, die jüdische Menschen in Europa wieder dazu zwingt über Emigration nachzudenken.

Die einseitige, antisemitische geprägte Delegitimierung Israels – des einzigen demokratischen Staates im gesamten mittleren Osten – ist zur schrecklichen Normalität unserer Politik und unserer Medien geworden, während die Bankrotterklärung des Westens gegenüber dem arabischen Terror und den unaussprechlichen dortigen Grausamkeiten durch die gleichen sogenannten Nahost-Experten und Israel-Verurteiler ständig aufs Neue relativiert werden.

Bleibt zu hoffen, dass die Feiern zur Wiedervereinigung vielen unserer Bürger Gelegenheit geben werden, darüber nachzudenken, welche eine große und von vielen geneidete Errungenschaft unsere freiheitlich westliche Demokratie für das deutsche Volk und für alle Menschen ist.

Wir müssen sie wehrhaft gestalten, um auch noch in Freiheit, Demokratie und Wohlstand gemeinsam weitere 25 Jahre Mauerfall feiern zu können.

Ich wünsche Ihnen allen einen friedvollen und schönen herbstlichen November.

Ihr Dr. Rafael Korenzecher

»Wurzeln im Judentum«

Die SPD und ihr Umgang mit Antisemitismus

Von Thomas Weidauer

Für die SPD ist Antisemitismus ein Phänomen, das zusammen mit Rechtsextremismus und Rassismus »Deutschland in seine schlimmste Katastrophe geführt« hat, wie es im aktuellen Grundsatzprogramm der Partei, dem im Oktober 2007 beschlossenen Hamburger Programm, heißt. »Wir werden deshalb immer dafür kämpfen, dass unser Land nie wieder in Barbarei abgleitet.« Barbarei und Antisemitismus als eine ihrer Ursachen in einem Atemzug, das klingt nach Problembewusstsein.

Leider jedoch weiß die Praxis nicht immer von der Theorie, wie eine ganze Reihe von »Vorfällen« in den vergangenen Monaten belegt. Zwar haben sie oft mit dem Verhältnis der SPD oder Parteimitgliedern zu Israel und dem, was möglicherweise einmal »Palästina« werden wird, zu tun, aber der Nahe Osten steht doch nicht immer im Mittelpunkt.

»Beschneidungsdebatte«

Als im Sommer 2012 die sogenannte Beschneidungsdebatte Deutschland bewegte, war es die damalige Bundestagsabgeordnete Marlene Rupprecht, die sich als Kinderbeauftragte ihrer Fraktion jüdische Kritik an der Infragestellung der Brit Mila mit einer bemerkenswerten Begründung verbat. Auf Welt online heißt es:

»Auf die Feststellung des Zentralratspräsidenten der Juden, Dieter Graumann, ohne Rechtssicherheit für Beschneidungen sei jüdisches Leben in Deutschland nicht mehr möglich, sagte Rupprecht, dies sei ein »Totschlagargument«. Man könne nicht sagen: »Wir hatten den Holocaust, also haben wir jahrhundertlang nichts zu kritisieren.«

Dem aktuellen Bundestag gehört Marlene Rupprecht nicht mehr an, was aber nicht an ihrer Entgleisung liegt, denn die blieb weitgehend unbemerkt – sogar in ihrer Partei, obgleich die sich doch in ihrem Hamburger Programm auch und zuerst auf ihre »Wurzeln im Judentum« beruft.

»Was gesagt werden muss«

Noch vor Ausbruch der Beschneidungsdebatte hatte der der Sozialdemokratie eng verbundene Dichter Günter Grass mit seinem international veröffentlichten

Gedicht »Was gesagt werden muss« für Entsetzen unter vernünftigen und Beifall unter »israelkritischen« Zeitgenossen gesorgt. »Welcome to our Team, Günter!« wurde der deutsche Nobelpreisträger von Fans auf Youtube gefeiert, die sein Gedicht mit den Worten zusammenfassten, »die ganze Welt hat genug von der [sic!] gierigen satanischen Juden.«

Sein Gedicht und solche Reaktionen darauf hielten die SPD-Fraktion im Landtag in Mecklenburg-Vorpommern nicht davon ab, Günter Grass als Redner zu einer Veranstaltung einzuladen, auf der sie ihren »mit 2000 Euro dotierten Johannes-Stelling-Preis« verlieh, der »an Menschen, die sich gegen rechtsextremistische Gewalt, Intoleranz und Diskriminierung einsetzen« geht. »Ich verstehe nicht, warum es heute immer noch nicht möglich ist, Kritik an Israel zu üben, ohne dafür mit der Antisemitismuskeule verdroschen zu werden«, erklärte Norbert Nieszery dazu und ist bis heute Fraktionsvorsitzender der SPD im Schweriner Landtag.

Immerhin sahen einige andere Landesverbände der SPD davon ab, Günter Grass als Wahlkampfhelfer einzusetzen. Auf der Bundesebene wiederum fand die israelische Reaktion, den ehemaligen SS-Mann zur »unerwünschten Person« zu erklären, wenig Zustimmung.

Als »überzogen« tadelte Rolf Mütze, außenpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion im Bundestag, die Entscheidung der Regierung in Jerusalem, diese sei »unangemessen« und werde »dem Thema nicht gerecht«. Gegen »hysterische Kritik« meinte der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel den »streitbaren Literaten« (Andrea Nahles) verteidigen zu müssen. In seinem Gedicht hatte Günter Grass ja bloß die existenzielle Bedrohung Israels durch das Mullah-Regime verharmlost und zugleich den jüdischen Staat zu einer Gefahr für den Weltfrieden erklärt.

»Israelkritik«

Hatte Sigmar Gabriel einen Besuch in Hebron im Frühjahr 2012 dazu genutzt, Israel via Facebook in vorgeblich freundschaftlicher Verbundenheit mitzuteilen, es betreibe dort »ein Apartheid-Regime, für das es keinerlei Rechtfertigung gibt«, verteidigte er in einem Gespräch mit

der Jüdischen Allgemeinen, das am 23. Mai 2013 veröffentlicht wurde, seine Wortwahl: »Ich würde den Apartheid-Vergleich heute aus israelischen Zeitungen zitieren, denn dort taucht er in den politischen Debatten auch immer wieder auf.«

»Antisemitismuskeule«

Vielleicht sollte die SPD in Hagen ähnlich argumentieren. Sechs Wochen lang blieb ein antisemitisches Pamphlet mit dem nicht ganz den Regeln deutscher Orthographie entsprechenden Titel: »Volksverhetzung, durch die Zionistischen Medien und Presse Mächte in Deutschland« auf der Homepage. Man wolle sich ja nicht, wie es der lokale Parteihauptling Timo Schisanowski ausdrückte, »dem Vorwurf« aussetzen, »eine Diskussion abzuwürgen«. Hätte er sich auf eine jüdische DiskutantIn berufen, der bestimmt muntere »Austausch« könnte vielleicht noch andauern.

So aber nahmen zwei gewissenlose Parteimitglieder, Erika und Martin Schlegel, den Umgang mit dem »Diskussionsbeitrag« zum Anlaß, nach vierzig beziehungsweise 45 Jahren Mitgliedschaft die SPD zu verlassen und so Timo Schisanowski zu zwingen, eine Erklärung zu verfassen, mit der sich eigentlich die Bundespartei befassen müsste: »Es ist schon bitter in welche Schubladen manche frustrierten Ex-Mitglieder nunmehr greifen, um ihrem unrühmlichen Abgang möglichst viel Theater-Donner zu verleihen.« Nun müsse »also die Antisemitismus-Keule herhalten«, die erfolgreiche Arbeit der SPD in Hagen zu beschädigen. »Dies ist aber so dermaßen abstrus, dass diese vermeintliche Rechtfertigung für einen Austritt nur noch ganz platt rüberkommt und klares Zeugnis von den wahren Beweggründen ablegt«. Ja, das wird Menschen im Sommer 2014 von SPD-Funktionären nachgerufen, die sich der Verharmlosung von Antisemitismus zu einer »Diskussionsgrundlage« widersetzen. Und die Parteiführung in Berlin schweigt dazu.

Offener Brief des DIG-Vorsitzenden

Wortlos reagierte die Parteizentrale auch auf einen Brief Reinhold Robbes, der sich als Mitglied der SPD und Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG), nach Angaben der Tageszeitung *Die Welt* in einem dreiseitigen Schreiben mit einem Interview auseinandersetzte, das der rüstungspolitische Experte der SPD-Fraktion im Bundestag, Rainer Arnold, der Parteizeitung Vorwärts gegeben hatte.

»Rainer Arnold setzt die demokratisch legitimierte israelische Regierung auf eine Stufe mit den Hamas-Terroristen, ohne auch nur mit einem Wort auf den historischen Hintergrund des Gaza-Konflikts und dabei insbesondere auf die Gewalteskalation der letzten Monate einzugehen«, heißt es in dem Schreiben an den SPD-Fraktionschef im Bundestag, Thomas Oppermann, »dies ist ein Tabubruch, wie ich ihn bisher zumindest von keinem Sozialdemokraten in Regierungs-

verantwortung wahrgenommen habe.«

Kurz zuvor schon hatte mit Ralf Stegner ein weiterer prominenter SPD-Funktionär laut darüber nachgedacht, Israels Verteidigungsfähigkeit jedenfalls nicht mehr durch deutsche Waffenlieferungen zu unterstützen: »Zwar habe Deutschland für die Sicherheit Israels eine große Verantwortung, fügte Stegner hinzu. »Es ist aber nicht mein Eindruck, dass Waffen im Nahen Osten dazu beitragen, das Problem zu lösen.«

Auch diese Äußerung hatte Reinhold Robbe kritisiert, der damit den Blick auf SPD-Mitglieder lenkt, für die der Kampf gegen Antisemitismus mehr ist als nur ein Lippenbekenntnis. Denn auch sie gibt es. Mit dem 2007 gegründeten Arbeitskreis Jüdischer Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, verfügt die SPD nach



Norbert Nieszery, Vorsitzender der SPD-Fraktion im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern Foto: Steffen Prößdorf

eigenen Angaben sogar als erste Partei in Deutschland über einen parteiinternen Zusammenschluss von Jüdinnen und Juden seit 1933.

Dennoch: Ein »SPD-Wald« in Israel mag eine schöne Geste sein, eine »strategische Partnerschaft« mit einer Fatah, die das Bündnis mit einer Hamas sucht, die an ihrem Ziel einer Zerstörung Israels und der Ermordung aller Juden festhält, mag er aber eben kaum aufzuwiegen.

Und wenn ein von der SPD gestellter Minister noch am 2. September 2014 in einer Erklärung seines Auswärtigen Amtes der Regierung in Jerusalem mit der Hamas drohen (»Schritte wie dieser machen es noch schwerer, einen Weg zurück zu Friedensverhandlungen zu finden, der verhindert, dass sich die menschliche Tragödie der letzten Wochen bald schon wiederholt.«) und formulieren kann, »die Bundesregierung erwartet«, ohne wenigstens leisen Protest ob des anmaßenden Tonfalls auszulösen, bleibt fraglich, ob und wie ernst es der SPD ist mit ihrer Betonung von den »Wurzeln im Judentum«.



Reinhold Robbe

Foto: Wikimedia

Griechische Medien zur Umfrage der ADL

Im Mai 2014 wurden die Ergebnisse der ersten weltweiten Studie zum Antisemitismus von der amerikanischen Organisation Anti-Defamation League (ADL), auf global100.adl.org veröffentlicht

Von Dimitri Kravvaris

In 101 Ländern sowie der Westbank und dem Gazastreifen wurden 53.100 Erwachsene auf ihre antisemitischen Einstellungen hin untersucht. Eines der bemerkenswertesten Ergebnisse dieser Studie ist, dass in Griechenland, seit 1981 Mitglied der Europäischen Union, 69 Prozent der erwachsenen Bevölkerung antisemitische Überzeugungen hegt. Eine solche Häufung antisemitischer Einstellungen ist lediglich im Nahen Osten und in Nordafrika (74 Prozent laut der Studie) zu verzeichnen.

Man hätte erwarten können, dass die großen TV-Sender Griechenlands nach diesem beunruhigenden Ergebnis sich mit der ADL-Umfrage in Form von Reportagen oder Talk-Shows beschäftigen würden; dies traf jedoch nicht ein. Dieses Schweigen lässt sich dadurch erklären, dass die griechischen Sender den Antisemitismus ohnehin kaum thematisieren, auch wenn die antisemitische Gewalt im Lande aufbricht, wie es z.B. 2009 der Fall war, als in mehreren griechischen Städten Synagogen von pro-palästinensischen Aktivisten belagert wurden und etwa der jüdische Friedhof in Ioannina, im Nord-Westen Griechenlands, mehrmals geschändet wurde. Das griechische Fernsehen trägt sogar zum Fortbestehen antisemitischer Einstellungen aktiv bei, wenn Journalisten von dem Konflikt zwischen Israel und der Hamas einseitig berichten oder bereits seit den Neunzigern antisemitische Politiker, wie Yorgos Karatzafaris, den Chef der rechten Partei LA.O.S., im Namen der Objektivität einladen und sie oft ohne jeglichen Widerspruch hetzen lassen.

Die ADL-Umfrage wurde stattdessen in den griechischen Zeitungen und Online-Informationsplattformen rezipiert, wobei die Berichterstattung nicht immer ganz unproblematisch verlief.

Fehlende Genauigkeit und Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Umfrage

Die populärste Tageszeitung Griechenlands, *Ta Nea*, die eher von einer sozialdemokratischen Leserschaft gelesen wird, berichtete zwar am 14. Mai von der ADL-Umfrage und sogar von dem unrühmlichen Spitzenplatz, den das Land belegt, die Meldung ist jedoch erstaunlich kurz. Lediglich drei von den elf Stereotypen, mit denen die Befragten weltweit konfrontiert wurden – bei mindestens sechs Übereinstimmungen gelten die Teilnehmer als »Personen mit antisemitischen Einstellungen« –, werden erwähnt (»die Juden verfügen über eine übermäßige Macht in der Geschäftswelt«, »die Juden sind Israel treuer als dem Land, in dem sie leben« und »die Juden kümmern sich nur um sich selbst«). In der besagten Meldung wird nicht auf die interaktive

Webseite der ADL-Umfrage verwiesen, so dass Leser, die sich mehr darüber informieren möchten, somit orientierungslos blieben.

In der lapidaren Meldung der Tageszeitung *Eleftherotypia*, die ausschließlich auf ihrer online Ausgabe (enet.gr) erscheint, wird nicht nur die interaktive Webseite verschwiegen, sondern auch der Auftraggeber selbst, nämlich die ADL. Es ist stattdessen von einer »internationalen Umfrage« die Rede. In einigen Leserkommentaren wird eben über diese Ungenauigkeit gespottet. In der englischen Ausgabe der *Eleftherotypia* (enetenglish.gr) hingegen wird die ADL-Umfrage viel ausführlicher vorgestellt. Im Falle Griechenlands wird sogar erwähnt, wie viel Prozent auf die einzelnen negativen Stereotypen entfallen. Im Unterschied zur Meldung auf Griechisch, die ein Bild von einer Gruppe von religiösen Juden verwendet – man fragt sich, was es überhaupt mit der Umfrage zu tun hat –, verweist die Meldung auf Englisch mit einem Foto von geschändeten Gräbern auf dem jüdischen Friedhof von Ioannina auf die Realität der antisemitischen Gewalt in Griechenland.

Auf der Internetplattform *lifo.gr*, die hauptsächlich bei jungen Lesern beliebt ist, wird die ADL-Umfrage ebenfalls ausführlich vorgestellt. Bemerkenswert sind hierbei nicht wenige Leserkommentare, die die Qualität der Umfrage in Frage stellen, weil sie einige von den Stereotypen nicht notwendig als negativ bewerten oder weil sie die Formulierungen als ungenau betrachten.

Der junge Schriftsteller Nikos Arapakis geht einen Schritt weiter, indem er in seinem Artikel vom 21.7. in *tvxs.gr*, einer Online-Zeitung, die ADL-Umfrage mit folgender Begründung als »lachhaft« bezeichnet: er wäre, obwohl aus ärmeren Verhältnissen stammend, die »gemäß der Angaben« – die Frage ist, welche er überhaupt meint – antisemitische Einstellungen favorisieren würden, nie in seinem Umfeld Antisemiten begegnet. Mit Antisemiten bezeichnet Arapakis keineswegs diejenigen, die Israel nicht mögen und ihm vorwerfen, »seine Feinde wie Mäuse zu vernichten« – diese Einstellung gegenüber Israel ist für Arapakis das Resultat einer rationalen Schlussfolgerung. Zugleich räumt er jedoch ein, dass ihm »die Israelis« aufgrund der Romane von Amos Oz und der mit der griechischen verwandten Kultur »sympathisch« seien. Der Schriftsteller schließt seinen Artikel mit der Hoffnung, dass dieses äußerst »verfolgte Volk« seine Fehler einsehe und aufhöre, »wie seine Verfolger zu agieren«.

Antisemitismus als Ausdruck der Mehrheitsgesellschaft

Die wenigen Kolumnisten, die sich mit der ADL-Umfrage befassten, äußerten sich hingegen sehr besorgt. Elias Kanellis, Herausgeber der monatlichen Zeitschrift

The Book's Journal, spricht in *Ta Nea* vom 15.5. von einer »Schande«. Kanellis konstatiert, dass im Hinblick auf die antijüdische Stimmung sein Land dem

Stellung zur ADL-Umfrage bezieht auch Dimitris Psarras (vgl. Sebastian Mohr über Antisemitismus in Griechenland, JR Nr. 4), Journalist bei der linken



Protest gegen die wiederholte Schändung des historischen jüdischen Friedhofs von Ioannina, 18. Dezember 2009
Fotos: Christos Kravvaris

europäischen Raum eindeutig nicht angehöre, denn sogar osteuropäische Staaten, wie Polen oder Bulgarien, lägen weit unter 50 Prozent. Kanellis interpretiert die massiven jüdenfeindlichen Einstellungen in Griechenland als das Resultat der Neigung der Gesellschaft zu Verschwörungsideologien sowie zu Überlegenheitskomplexen. Diese führten schließlich zu Isolation, zu Theorien einer vermeintlichen Überlegenheit der griechischen Kultur und zu Hass auf die Anderen. Ähnlich argumentiert Paschos Mandravelis in der konservativen Tageszeitung *I Kathimerini* (am 5.6.). Mandravelis zufolge sind die Ergebnisse der ADL-Umfrage der Beweis dafür, dass die Weltanschauung der nazistischen Partei »Goldene Morgenröte« (Chrysi Avgi) – seit 2012 die drittstärkste Partei Griechenlands – unter der Bevölkerung sehr verbreitet ist. Antisemitismus sei also nicht Teil der Ideologie und der Praxis einer einzigen Partei, sondern gesellschaftlicher Trend.

Zeitung *Efimerida ton Syntakton* und Experte für den griechischen Rechtsextremismus und Antisemitismus. In seinem Artikel vom 15.5. vergleicht er die Wertung Griechenlands mit den durchschnittlichen Wertungen in der gesamten Welt (26 Prozent) und Europas (24 Prozent im Westen und 34 Prozent im Osten) und spricht von einer »verheerenden Nummer«. Psarras hebt zudem die niedrigere Stellung Irans (54 Prozent) trotz der vom Staat ausgeübten Holocaustleugnung hervor und kritisiert diejenigen, die in Griechenland auf den Mythos der »toleranten Gesellschaft« verharren und die Geschichte der jüdischen Gemeinden Griechenlands sowie die Aktionen der antisemitischen Gruppen, die vor dem Krieg sogar Pogrome gegen die griechischen Juden organisierten, absichtlich verschweigen würden.

I Kathimerini ist die einzige griechische

→ Fortsetzung auf Seite 5



Genfer Antisemit verurteilt

Seit Jahren verbindet der Journalist Frank Brunner seine rüde Kritik am israelischen Staat und dessen Umgang mit den Palästinensern mit groben antisemitischen Ausfällen

Von Anton Maegerle
und Hans Stutz

Das Kantonsgericht im französischsprachigen Genf hat den Journalisten Frank Brunner zu einer fünfmonatigen Freiheitsstrafe verurteilt. Das Gericht wertete über 60 Texte des Bloggers, erschienen zwischen 2009 und 2013, als Widerhandlung gegen die Antirassismus-Strafnorm. Auf seinem Blog interet-general.info betreibt Brunner die antisemitische Rubrik »Die jüdische Lobby«, in der er regelmäßig die antisemitische Mär einer »jüdischen Herrschaft« in Staat und Gesellschaft verbreitet und den Holocaust verharmlost und leugnet. Auch meint er, dass Holocaust-Leugner Opfer »juristischer Verfolgung durch die jüdische Lobby« seien. Im Juli erklärte der Israel-Hasser in einem Kommentar, dass die »angeblichen sechs Millionen Juden«, die von den Nationalsozialisten ermordet worden seien, nichts anderes als die x-te Version einer alten Fabel seien. Denn bereits um das Jahr 1900 herum, hätten »angebliche Menschenfreunde« von sechs Millionen bedrohten Juden in Russland geschrieben, um bei ihren US-amerikanischen Glaubensbrüdern Spenden sammeln zu können.

»Erpressungsindustrie«

Diese Betrügereien hätten sich zu einer ausgemachten »Erpressungsindustrie« verwandelt, die nicht nur auf die jüdische Gemeinschaft der Vereinigten Staaten ziele, sondern auch auf die europäischen Staaten, im speziellen Deutschland. Brunner endete seinen Kommentar mit den Worten: »Jedes Jahr erfindet der Schoah Business neue Vorwände um noch mehr zu erpressen.«

Brunner will das Urteil nicht anerkennen und vor das Bundesgericht ziehen. Anwaltlich zur Seite stand Brunner der Rechtsanwalt Pascal Junod. Junod war einst Vorsitzender der Genfer Sektion der neurechten Ideenschmiede Synergies Europeennes. Der Advokat, der auch durch die Verteidigung von neonazistischen Skinheads aufgefallen ist, behauptete vor Jahren einem Journalisten gegenüber: »Zur Juden-Vergasung? Da habe ich keine Position, weil ich zur Nachkriegsgeneration gehöre. Ich kann nicht aus eigener Anschauung beurteilen, was passiert ist oder nicht. In den historischen Berichten finde ich nichts, was mir eine definitive Antwort gibt.« Zeitweilig war Junod in der rechtsextremen Organisation »Association des Amis de Robert Brasillach« aktiv. Der Schriftsteller Brasillach gehörte

zu den führenden französischen Faschisten und wurde 1945 wegen Kollaboration zum Tode verurteilt und hingerichtet.

»Zionistische Richter«

Nach dem Urteil meldete sich der Holocaust-Leugner Philippe Brennenstuhl, Präsident der rechtsextremen Parti Nationaliste Suisse (PNS), zu Wort. Der wegen Rassendiskriminierung vorbestrafte Brennenstuhl kritisierte »zionistische Gesetze, zionistische Richter«. Vertreter der PNS nahmen im Dezember 2013 am »Fete des Patriotes« in Frankreich teil. Veranstalter war die rechtsextreme Organisation Jeune Nation. Vor Ort waren auch Gleichgesinnte aus Spanien und der Bundesrepublik, darunter die neonazistische »Gefangenenhilfe«, die in Nachfolge der 2011 verbotenen Neonazigruppe »Hilfsorganisation für nationale politische Gefangene und deren Angehörige« (HNG) steht. In einer von Brennenstuhl verbreiteten Schrift steht unter anderem wörtlich, für die industriell betriebenen Vergasungen in Auschwitz und anderen Konzentrationslagern gebe es »nicht den Schatten eines materiellen und dokumentarischen Beweises«. Im August referierte Brennenstuhl bei der rechtsextremen Partei National Orien-

tiertes Schweizer (PNOS). Der Schweizer ist außerdem Gründungsmitglied der antisemitischen Gruppierung »Verite & Justice«. Mehrfach trat er bei rechtsextremen Veranstaltungen in Erscheinung und hielt dort jüden- und freimaurerfeindliche Ansprachen.

»Israelische Vormundschaft«

Die Walliser Gruppe Renaissance Helvétique erklärte, es sei »zum Lachen« von der Schweiz als einem Land der »Freiheit« zu reden. Renaissance Helvétique bezeichnet sich als »Vereinigung radikaler Walliser Nationalisten«. Die Gruppe, seit Anfang Mai auf Facebook präsent, versteht sich als Vertreterin eines »modernen Nationalismus«, verzichtet aber nicht auf antisemitische Untertöne. Das »liberal-konsumeristische System« pfeife, so Renaissance Helvétique in ihrer Selbstdarstellung, aus dem letzten Loch und nur eine »geeignete und solidarische Jugend« könne eine Kraft bilden, die bereit sei, jene wegzufügen, die »uns unter amerikanische, europäische oder israelische Vormundschaft« stellen wollen.

← Fortsetzung von Seite 4

Zeitung, die ein Gespräch mit Abraham Foxman, dem Vorsitzendem der ADL, führte (12.6.), der sich Anfang Juni mit dem Premier Antonis Samaras in Athen getroffen hatte. Foxman berichtete, dass Samaras die Ergebnisse der Umfrage kaum glauben konnte, aber trotz seiner Erschütterung einräumte, dass die Umfrage ein »ernsthafte Problem« Griechenlands offenbare und Maßnahmen von der Bildung bis zum juristischen Bereich ergriffen werden sollten. Foxman sagte außerdem, dass er dem Premier seine Besorgnis über die Nominierung von Makis Voridis, ein ehemaliges Mitglied der antisemitischen Partei LA.O.S., als Gesundheitsminister, mitgeteilt hatte. Der Vorsitzende der ADL wertete diese Entscheidung des Premiers als einen Widerspruch zu seinem lobenswerten Kampf gegen die »Goldene Morgenröte«.

Vom akademischen Bereich ist die Professorin für Soziologie an der Universität von Athen, Anna Frangoudaki, die einzige, die sich in einer Vorstellung ihres Buches *Der Nationalismus und der Einstieg der Rechten* (Athen 2013) in tvxs.gr (19.6.) auf die ADL-Umfrage bezieht. Frangoudaki, die mehrere Studien zum Inhalt von Schulbüchern und zum Ethnozentrismus des griechischen Bildungssystems leitete, stellte die These auf, dass besonders die griechische Schule einen wichtigen Aspekt des europäischen Rassismus reproduziere, nämlich die Herabstufung bzw. Ablehnung jeglicher Kultur, die mit der klassischen Antike nicht direkt assoziiert sei. Ottomanische, arabische, jüdische oder slawische Kulturelemente, die zum Aufbau der neugriechischen Kultur beigetragen hätten, würden somit als »fremde

Körper« abqualifiziert, denn lediglich Perikles' Griechenland würde als Vorbild gelten. Die ADL-Umfrage bestätigt gemäß Frangoudaki, dass diese Ideologie in der Gesellschaft sehr verbreitet ist.

Überdies betont die Autorin, dass antisemitische Einstellungen in Griechenland nicht als Rassismus wahrgenommen würden, und erwähnt das Beispiel des Komponisten Mikis Theodorakis: in seinem offenen Brief auf die Entscheidung der österreichischen Nationalratspräsidentin, Barbara Prammer, aufgrund wiederholter jüdenfeindlicher Äußerungen des Komponisten die Aufführung seiner »Mauthausen-Kantate« im Mai 2011 abzusagen, beteuert Theodorakis seinen Kampf gegen Faschismus und Antisemitismus. In den darauf folgenden Sätzen hetzt der Komponist gegen »die Zionisten« und ihre angebliche Kontrolle über »die Weltmusik«. Dass besonders der israelbezogene Antisemitismus in Griechenland häufig nicht als Rassismus wahrgenommen wird, ist außerdem im bereits erwähnten Artikel von Arapakis Thema.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die wenigen – übrigens immer dieselben – Autoren, die in der griechischen Presse über die ADL-Umfrage berichteten, ein Problem ansprechen, worüber in der Schule, im Fernsehen oder im Parlament sehr selten diskutiert wird. Darum sind ihre Warnungen bisher weitgehend vergeblich.

Dimitri Kravvaris bloggt seit 2009 auf enantiastantonantisemitismo.wordpress.com mit dem Schwerpunkt Antisemitismus in Griechenland

DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE
DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE
DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE

תודות
26
MAL
DANKE

KEREN HAYESOD DEUTSCHLAND BEDANKT SICH BEI DER
JÜDISCHEN DIASPORA DEUTSCHLANDS FÜR IHRE HILFE BEI DEM
KAUF VON 26 MOBILEN SCHUTZRÄUMEN FÜR KINDER IN ISRAEL
DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE
DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE
DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE DANKE

DIE SPENDENSAMMLUNG GEHT WEITER.
UNSER SPENDENKONTO:
KEREN HAYESOD BANK FÜR SOZIALWIRTSCHAFT
KONTO-NR. 3211200
BLZ 10020500
IBAN: DE51100205000003211200 BIC: BFSWDE33BER
ZUSATZINFORMATIONEN BITTE PER TELEFON.: (030) 88719341
UND (0157) 86256320 BZW.
E-MAIL: SERGET@KEREN-HAYESOD.DE



Die nationalistisch-orthodoxe Rechte in Rumänien

Die rechtsextreme Bewegung Noua Dreapta (ND, Neue Rechte) agitiert gegen religiöse, nationale und sexuelle Minderheiten in Rumänien

Von Anton Maegerle

Offiziell registriert ist die gegen 2.000 Mitglieder zählende nationalistisch-orthodoxe Organisation seit dem Jahr 2000. Noua Dreapta rekrutiert sich vorwiegend aus der Studentenschaft. Der sonntägliche Kirchgang ist absolute Pflicht, das vermeintliche Ideal der traditionellen Familie wird gepflegt. Geführt wird ein »unerbittlicher Kampf für die Erweckung des öffentlichen Bewusstseins«. Parteien werden als »korrupt« beschimpft, die »keine Rücksicht auf das Nationalinteresse« nehmen, »schlechte Gesetze« erlassen und den »Diebstahl von öffentlichen Geldern« betreiben.

ist es, durch eine Revolution einen neuen Staat zu schaffen, in dem nur noch »Menschen rein griechischen Blutes« Wahlrecht haben. Chrysi Avgi ist sowohl im griechischen Parlament als auch im Europäischen Parlament vertreten. Gegen die Führung der Neonazi-Partei liegt eine Klage wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung vor. Mehrere Parteifunktionäre, darunter Parteichef Nikolaos Michaloliakos, sitzen in Untersuchungshaft. Der Prozess soll noch im Herbst beginnen.

In Rumänien leben offiziell um die 600.000 Roma, die tatsächliche Zahl dürfte aber weit höher liegen. Etwa jeder zweite Rom ist Analphabet. Ein Drittel

ordnung«. Am 13. Mai marschierte Noua Dreapta vor der bundesdeutschen Botschaft in der rumänischen Hauptstadt Bukarest auf. Der ND-Vorsitzende Tudor Ionescu übergab einem Vertreter der Botschaft ein Protestschreiben, in dem das angestrebte Verbotverfahren des Bundesrates gegen die NPD verurteilt wird. Im NPD-Parteiblatt Deutsche Stimme attackierte Ionescu 2007 die Aufnahme Rumäniens in die Europäische Union (EU) als »Tyrannei«, deren Ziel die »Liquidierung des traditionellen rumänischen Bauerntums« sei. Generalsekretär von Noua Dreapta war zeitweilig Claudiu Mihutiu, der in der nordbadischen Stadt Mannheim studiert hat. Mihutiu war Redner beim NPD-Aufmarsch gegen den Tag der Befreiung am 8. Mai 2005 in Berlin und beim NPD-»Fest der Völker« 2005 in Jena. Grußworte beim NPD-Bundesparteitag am 11. November 2006 in Berlin überbrachte Swen Moritz Geblescu, damals einer der Führungsköpfe der Noua Dreapta. »Nur der moderne, europäische, christliche Nationalismus wird die Antwort auf den Imperialismus des 21. Jahrhunderts sein«, führte Geblescu vor den NPD-Delegierten aus. Geblescu studierte in München und diente zwei Jahre in der Bundeswehr. Neonazis von Noua Dreapta waren am 21. Juni 2008 in Dresden bei einer Kundgebung der Jungen Nationaldemokraten zugegen.

Nachfolgerin der »Eisernen Garde«

Noua Dreapta versteht sich als »nationale, soziale und christliche Rechte« in Nachfolge der 1927 von Corneliu Codreanu (1899–1938) gegründeten klerikal-faschistischen und antisemitischen »Legion des Erzengels Michael« (Legiunea Arhanghelul Mihail). Diese lehnte sich an der Rumänisch-Orthodoxen Kirche an und hatte ihre Basis unter Bauern und Studenten. In den 1930er Jahren war die »Legion« eine ultranationalistische und antisemitische Massenbewegung. In ihren Reihen tummelten sich bis zu 270.000 Mitglieder. 1937 wurde die »Legion« bei den Parlamentswahlen drittstärkste Kraft. Codreanu vertraute darauf, der Erzengel werde der »Legion« beistehen: »Der Erzengel leitet uns, er verteidigt uns, er kämpft an unserer Seite, und mit seiner Hilfe werden wir siegen. Damit er uns aber beisteht, müssen wir an Gott und die Macht seines Erzengels glauben.« In Codreanu hatte Hitler den »vorherbestimmten Mann für die Führung Rumäniens« gesehen. Bekannt ist die »Legion« unter dem Namen ihres 1930 ins Leben gerufenen paramilitärischen Flügels »Eiserne Garde« (Garda de Fier). Die »Eiserne Garde« führte 1936 organisierte Todesschwadronen ein. Stets betonte sie ihre Treue zu Hitler-Deutschland und pflegte freundschaftliche Beziehungen zur SS und NSDAP. Nach der Machtübernahme 1940 errichteten die Legionäre gemeinsam mit dem Militär-

diktator Ion Antonescu ein Regime nach deutschem Vorbild. Nach einem halben Jahr endete die Allianz und die Legionäre putschten gegen Antonescu.

Die sogenannte »Rebellion der Legionäre« war begleitet von antisemitischem Terror in den jüdischen Vierteln Bukarests. Hunderte jüdische Frauen, Kinder und Männer wurden umgebracht. Während der Diktatur von Antonescu von 1940 bis 1944 sind in Rumänien und in von den Rumänen besetzten Gebieten rund 410.000 Juden und 25.000 Roma getötet worden. Rumänien übernahm von sich aus die Nürnberger Rassengesetze. Antonescu wurde 1946 hingerichtet. Rechte und rechtsextreme Gruppen wie Noua Dreapta leugnen die historischen Tatsachen bis heute. Offen bewundert werden von Noua Dreapta die aggressiv antisemitischen Texte des rumänischen »Nationaldichters« Mihai Eminescu (1850–1889). Eminescu hatte behauptet, die Juden hätten die Rumänen mit ihrer »moralischen und physischen Dekadenz« angesteckt, deshalb müsse man diese »unproduktive Rasse« zur »produktiven Muskelarbeit zwingen«.

NPD bei Noua Dreapta

Am 24. Juni 2007 feierte ND in Bukarest das 80-jährige Jubiläum der »Legion«. Als Redner traten auf der Veranstaltung unter anderem der NPD-Spitzenfunktionär Jens Pühse, Felipe Perez von der spanischen Falange, der Grieche George Dimitroulias von Chrysi Avgi und der Franzose Bruno Vendiere für Renouveau Francais (Französische Erneuerung) auf. Pühse (Jg. 1972) ist heute Bundesgeschäftsführer und Auslandsbeauftragter seiner Partei. Vormalig gehörte er der 1992 wegen Wesensverwandtschaft mit dem Nationalsozialismus verbotenen Neonazi-Truppe Nationalistische Front (NF) an.

»Gegen Homosexualität, für Normalität«

Noua Dreapta hat es sich zum Ziel gesetzt, die nationalistische Doktrin der Garde, den »Kampf um nationale Auferstehung des rumänischen Volkes«, ins dritte Jahrtausend zu transportieren. Neben ihrer Hetze gegen Roma und der Forderung nach der »Wiedervereinigung« Rumäniens agitiert die militante ND antiamerikanisch, betreibt Kampagnen gegen Abtreibung und beschimpft Homosexuelle als »Schande für das rumänische Volk«. Seit Jahren steht ND an vorderster Front in der Bekämpfung der Homosexuellenemanzipation und plädiert für die Wiedereinführung des alten Strafgesetzbuchparagraphen. Dieser stellt Homosexualität unter Strafe. Gebrüllt werden dabei von den Teilnehmern Slogans wie »Homosexuelle auf der Straße, Nutten im Parlament« oder »Gegen Homosexualität, für Normalität«.



Anti-Homosexuellen-Demonstration der Noua Dreapta in der rumänischen Hauptstadt Bukarest, 23. Mai 2009

Am ersten Sonntag im Oktober veranstaltete Noua Dreapta in Timisoara (Temeschburg), der drittgrößten Stadt Rumäniens, ihren traditionellen Fackelmarsch. Hunderte Mitglieder und Sympathisanten der nationalistisch-orthodoxen ND marschierten im historischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum des Banats auf. Offiziell wurde »gegen die von Zigeunern kontrollierte Immobilien-Mafia« demonstriert. Roma sind neben den Ungarn die zweitgrößte ethnische Minderheit in Rumänien. Bei der Demonstration, die in Folge bereits zum sechsten Mal stattfand, wurden Sprüche wie »Rumänien den Rumänen!«, »Wir wollen keine Zigeunerclans in unseren Städten« sowie »Timisoara duldet keine Zigeuner« skandiert.

Einer der Redner der Veranstaltung war Catalin Duta, ND-Vorsitzender in Timisoara. Duta gehörte am 3. Februar 2013 einer ND-Delegation an, die an einer Kundgebung der griechischen Neonazi-Partei Chrysi Avgi (Goldene Morgenröte) in der Hauptstadt Athen teilnahm. Erklärtes Ziel der griechischen Neonazis

der Familien lebt in Ghetto-ähnlichen Zuständen und ist bitterarm.

»Zeugen eines nationalen Erwachens«

Noua Dreapta hetzt in perfider Weise gegen das »Zigeunerproblem«. »Wir wollen nichts mehr von einer Romasprache hören«, heißt es in einem programmatischen Text von ND. In Punkt fünf der zehn aufgeführten Ziele wird ein »Verbot der Benennung »Roma« für Zigeuner« gefordert. Weiter ist zu lesen: »Wir sind Zeugen eines nationalen Erwachens. Wir wollen ... keine gebogenen Nasen und bläulichen Lippen mehr sehen.« Ein weiteres Ziel ist die Wiedervereinigung Rumäniens mit der Republik Moldau (Moldawien). Das mehrheitlich rumänischsprachige Moldawien war bis 1812 sowie zwischen den beiden Weltkriegen Teil Rumäniens.

Seit Jahren pflegt Noua Dreapta Verbindungen zur NPD und deren Jugendorganisation Junge Nationaldemokraten (JN). Südost-Europa zählt in der Weltanschauung der NPD als »integraler Bestandteil einer europäischen Zukunfts-

Diplomatie der Wissenschaft

Von Martina Farmbauer

Der ehemalige brasilianische Außenminister Celso Lafer spricht über die Beziehungen zwischen Deutschland und Brasilien, jüdische Themen in seinem wissenschaftlichen Werk und die Unterstützung für den sozialdemokratischen Präsidentschaftskandidaten Aécio Neves. Für die JR interviewte Martina Farmbauer ihn in München.

JR: Herr Lafer, Sie waren vor 25 Jahren in München, um eine Konferenz zu leiten, die wiederum der Vorbereitung einer Konferenz der Vereinten Nationen über Wissenschaft und Technik in New York diente. Das war Ihre erste diplomatische Erfahrung. Nun sind Sie als Präsident der FAPESP (entspricht der Deutschen Forschungsgemeinschaft, DFG) wieder hier. Und es war Ihre Idee, die FAPESP 2007 zu internationalisieren. Was hat Sie darauf gebracht?

CL: Die Postgraduation in Brasilien konsolidierte sich ab den 1970er Jahren. Dadurch kam es seltener vor, dass die Forscher ihre Doktorarbeit im Ausland machten und als Post-Docs im Ausland arbeiteten. Das nicht erwartete Nebenprodukt war eine gewisse Tendenz, mehr nach innen als nach außen zu schauen. Die vorherige Generation, die die meine ist, studierte im Ausland und schuf ein Kontaktnetz. Und ich denke, dass dies mit der Globalisierung und mit der Tatsache, dass die Produktion des Wissens heute über Grenzen geschieht, immer wichtiger geworden ist. Deshalb braucht es eine größere Interaktion mit dem Ausland.

tiert, existiert auf der anderen Seite auch eine Diplomatie der Wissenschaft. Was wir hier machen mit der "FAPESP Week", in der Interaktion mit den Forschern, Institutionen und Behörden Bayerns und Deutschlands, ist eine Diplomatie der Wissenschaft.

JR: Könnte man es außerdem als Diplomatie der bayerisch-brasilianischen Beziehungen nennen?

CL: Man kann, und mein Argument ist folgendes: Die Forscher teilen gewisse Werte – sie glauben an die Bedeutung der Forschung, an die wissenschaftliche Methode und daran, wie man durch Forschung Ergebnisse erhält. Sie bilden eine Gemeinschaft, die diese Werte hat. Und diese Gemeinschaft favorisiert das internationale Verständnis. Die Diplomatie der Wissenschaft ist ein Beitrag zur Diplomatie des Friedens.

JR: Die Beziehungen zwischen Bayern und Brasilien sind...

CL: ... gut und eng.

JR: Bayern hat schon einen eigenen Repräsentanten in São Paulo, São Paulo ist eine der sieben Partnerregionen, mit denen Bayern verstärkt zusammenarbeitet. Was kann die »FAPESP Week« noch beitragen?

CL: Unsere Intention mit der »FAPESP Week« ist just, aus der Veranstaltung und den Gesprächen, die dabei entstehen, eine Möglichkeit zu machen, die Kooperation zu vertiefen. Hier wird eine Art Interdisziplinarität der Kontakte gefördert, die man nicht immer bekommt. Wegen der Themen, die wir behandeln, gibt es einen



Greenpeace-Aktion vom 11. November 2002 in Brasília gegen die Abholzung von Caboa Holz (Mahagoni) im Amazonas-Gebiet. Damals war Celso Lafer brasilianischer Außenminister



Celso Lafer im Gespräch mit der Autorin, Oktober 2014



Celso Lafer in München bei der Eröffnung der »FAPESP Week Munich«, der Ausstellung »Brazilian Nature – Mystery and Destiny«, Oktober 2014 Fotos: M. Farmbauer

JR: Sie haben nicht nur die Lesart und Perspektive eines Universitätsprofessors mitgebracht, der Sie sind, sondern als ehemaliger Außenminister und Botschafter bei den Vereinten Nationen auch Ihre eigene Erfahrung in den internationalen Beziehungen, der Diplomatie. Was haben Sie bei der Internationalisierung der FAPESP besonders genutzt?

CL: Ich war an der Konferenz von Rio 1992 beteiligt und danach an Rio +10. Bei allen diesen großen Themen, Klimawandel, Biodiversität, erschien mir die Bedeutung des Wissens fundamental. Also, wenn auf der einen Seite die (Rolle der) Wissenschaft in der Diplomatie existiert,

interdisziplinäre Angelegenheiten auszumachen, die die einen und die anderen interessieren. Als ich 2007 Präsident der FAPESP wurde, gab es nur wenige internationale Abkommen. Heute haben wir 107. Also unsere Erfahrung ist sehr positiv. Derzeit laufen 300 Projekte zwischen São Paulo und anderen Ländern.

JR: Sie selbst haben sich in Ihrer wissenschaftlichen Arbeit auch mit jüdischen Themen beschäftigt und zusammen mit Maria Luiza Tucci Carneiro, einer der bedeutendsten NS- und Antisemitismus Forscherinnen Brasiliens, ein Buch über »Judeus e Judaísmo na obra de Lasar Segall« (»Juden und Judentum im Werk Lasar Segalls«) gemacht.

CL: Segall ist ein sehr interessanter Maler. Er stammt ursprünglich aus der jüdischen Gemeinschaft von Vilnius in Litauen. Aber er hat in Deutschland an der »Akademie der Künste« in Berlin und an der Kunstakademie von Dresden studiert. Danach war er mit der Künstlergruppe »Dresdner Sezession« verbunden und ist deshalb eine wichtige Person innerhalb des deutschen Impressionismus, zusammen mit Otto Dix zum Beispiel. Aber schon davor kam Segall, der dort Geschwister hatte, zum ersten Mal nach Brasilien. Über den Ersten Weltkrieg ist er in Deutschland geblieben und danach in den 1920er Jahren wieder nach Brasilien, wo er sich mit einer Kusine meines Vaters verheiratete.

JR: Das ist also Ihre Verbindung...
CL: Dona Jenny Klabin hat den ganzen »Faust« Goethes übersetzt, es ist die kompletteste und sorgfältigste Übersetzung des Faust ins Portugiesische. Wegen dieser Verbindungen existiert das »Museu Lasar Segall« in São Paulo, von dessen Rat ich der Präsident bin. Viele Themen Segalls stehen in Verbindung mit dem Judentum oder mit der Verfolgung.

JR: Sind Sie wie Maria Luiza Tucci Carneiro auch besorgt wegen der aktuellen Situation in Brasilien?

CL: Jeder, der seit der Redemokratisierung die Macht ausgeübt und das Land geführt hat, hat etwas Positives zu diesem beigetragen. Aber es gibt politische Momente, in denen der Wunsch Kontinuität ist und andere, in denen es das Streben nach Veränderung gibt. In meiner Einschätzung spreche ich als Bürger persönlich und nicht als Präsident der FAPESP. Der erste Durchgang hat ein Streben nach Veränderung gezeigt. Und deshalb denke ich, dass ein demokratischer Wandel jetzt einen bedeutenden positiven Effekt in allen Aspekten des brasilianischen Lebens hätte.

JR: In dem Buch über Segall schreibe ich über die »Cadernos de Guerra« (»Kriegshefte«), mit den Zeichnungen,

die Segall zwischen 1940 und 1942 gemacht hat. Sie sind wahre Anklageschriften gegen die Verfolgung der Juden. Maria Luiza Tucci Carneiro schreibt über andere Aspekte, die im Zusammenhang mit dieser Thematik stehen. So hat sie etwa ein sehr wichtiges Buch über den Antisemitismus in der Ära Vargas (»O Antissemitismo na Era Vargas«) am Ende des Estado Novo in der zweiten Regierung von Getúlio Vargas geschrieben. Aber das ist eine politische Sorge, eine Sorge akademischer Natur. Ich glaube, das ist ein sehr wichtiges Thema weltweit. Das ist mehr in diesem Sinne, in dem ich die Angelegenheit sehe.

JR: Worin könnte denn der Wandel in der brasilianischen Gesellschaft mit dem sozialdemokratischen Kandidaten Aécio Neves bestehen, für den Sie sich bereits vor der ersten Runde der Wahlen ausgesprochen haben?

CL: Jeder, der seit der Redemokratisierung die Macht ausgeübt und das Land geführt hat, hat etwas Positives zu diesem beigetragen. Aber es gibt politische Momente, in denen der Wunsch Kontinuität ist und andere, in denen es das Streben nach Veränderung gibt. In meiner Einschätzung spreche ich als Bürger persönlich und nicht als Präsident der FAPESP. Der erste Durchgang hat ein Streben nach Veränderung gezeigt. Und deshalb denke ich, dass ein demokratischer Wandel jetzt einen bedeutenden positiven Effekt in allen Aspekten des brasilianischen Lebens hätte.

Ein verstörendes Gemisch aus Antizionismus und Antisemitismus im »neuen Südafrika«

Von Milton Shain

Südafrika feiert seine kulturelle Vielfalt und billigt Antisemitismus nicht. Doch antijüdische Feindschaft zeigt sich immer öfter im öffentlichen Leben. Häufig hinter der Fassade des Antizionismus versteckt, sind die Warnzeichen doch unübersehbar. Wie in Europa, orientieren sich die Höhen und Tiefen am israelisch-palästinensischen Konflikt. So hat zum Beispiel während der Operation Gegossenes Blei (Operation Cast Lead) 2008/09 die damalige südafrikanische Außenministerin Fatime Hajaig einer begeisterten (zumeist muslimischen) Menge erzählt, die Vereinigten Staaten und der Westen seien von der »jüdischen Geldmacht« kontrolliert. Ein weiterer Redner ergänzte, die Zionisten sollten »vom Gebiet von Südafrika geschmissen« werden. Der Kongress der südafrikanischen Gewerkschaften (COSATU) – der größte Zusammenschluss von Gewerkschaften und Teil der »Dreiparteien-Allianz« – stellte sogar in den Raum, ob man nicht gezielt jüdische Geschäfte angreifen solle. Ebenso wurde an der jüdischen Loyalität gegenüber Südafrika gezweifelt. 2012 forderte der stellvertretende Außenminister, Ebrahim Ebrahim, die Südafrikaner auf, Israel nicht zu besuchen. Seitdem hat der Antizionismus eine Eigen-dynamik entwickelt und wird immer stärker. Die ausgeklügelte BDS-Bewegung für Boykott, Deinvestitionen und Sanktionen gegen Israel und ihre Rhetorik sowie Aktionen gehen immer mehr in offenen Antisemitismus über. So haben zum Beispiel Protestierer während der »Israel Apartheid Week« letztes Jahr ein Konzert mit einem israelischen Pianisten an der Universität von Witwatersrand gestört und einige Monate später schrien Aktivisten »Dubula e Juda« (»Erschießt die Juden« in Zulu) außerhalb eines Kon-

zertes, das gerade als Ersatzkonzert für das gestörte und unterbrochene Konzert zuvor dienen sollte.

Im letzten Sommer wurde es vorhersehbarerweise noch aggressiver. Alle alten Vorwürfe wurden laut, Beobachter beschrieben die israelischen Aktionen in Gaza als »Genozid« und Demonstranten schrien antijüdische Slogans. Antisemitische Literatur wurde breit gestreut, Juden wurde verbal attackiert und jüdisches Eigentum von Vandalen angegriffen. Ein besonders bemerkenswerter, ja geradezu ekliger Höhepunkt während des Gaza-Konflikts waren Äußerungen von Tony Ehrenreich, einem früheren Gewerkschafter, der jetzt als Politiker für den

mehr wiederkommen«, können online gelesen werden. »Bleibt cool und tötet die Juden« wurde auf der Jugendseite des ANC gepostet. Ganz offensichtlich teilen viele Südafrikaner Verschwörungsmythen über Israel – Verschwörungsideen sind seit jeher ein Kennzeichen des Antisemitismus –, was sich zum Beispiel in Leserbriefen und Reaktionen im Radio zeigt. Auch wenn diese Leser und Zuhörer sich vorgeblich mit dem Zionismus befassen, gleitet die Sprache doch häufig ins Antisemitische. Juden und Zionisten sind zumindest für manche Kritiker teuflisch böse.

Für jene, die seit Jahrzehnten Antisemitismus und Antizionismus im Land beob-



Milton Shain

gen Juden und die zionistische Idee hegen. Die Vorstellung eines ethnischen Staates gefällt dem ANC und schwarzen Intellektuellen gar nicht – sie erachten Israel als »exklusiv« und seine Gründer als »kolonialistisch«. Als Yasir Arafat dem südafrikanischen Parlament sagte, »Zionismus ist Rassismus«, bekam er lauten Applaus. Letzten Monat veröffentlichte der Generalsekretär des ANC, Gwede Matashe, ein Statement und beschreibt darin die Gründung Israels als ein »Verbrechen gegen die Menschheit«. Diese tiefsetzende Feindschaft gegen den ethnischen Staat geht auf die Freiheitscharta des ANC von 1955 zurück, welche »Stammesdenken« oder Ethnizität beklagt und die Einheit Südafrikas betont. Intellektuell wurden diese Positionen durch eine Kritik an den Gefahren der ethnischen Mobilisierung, wie sie sich in der (zumeist holländischen) Nationalbewegung der Afrikaner zeigte, untermauert. Diese Ideen wurden seit den 1960er Jahren durch gewisse marxistische Strömungen innerhalb der Wissenschaft unterstützt, sowohl in Südafrika, als auch anderswo. Forscher dekonstruierten Ethnizität und zeigten, wie sie in Südafrika als ein Mittel manipuliert und benutzt wurde, um zu teilen und zu herrschen, wie es sich im Apartheidsprojekt mit seinen marionettenhaften ethnischen »Homelands« zeigte.

All diese Ideen und antizionistischen Ideologeme haben ein Eigenleben, die von historischen Verbindungen zwischen dem ANC und der PLO gestärkt werden, der sogenannten Pretoria-Jerusalem-Achse in den 1970er und 1980er Jahren. Traurigerweise können sie sich auch noch mit älterem Hass verbinden und werden zu einem brandgefährlichen Mix, der die südafrikanischen Juden – eine kleine Gruppe von gerade einmal 70.000 Menschen oder weniger als 0,5% der Gesamtbevölkerung – in die Defensive drängt. Die Juden Südafrikas sind in großer Sorge.



Antisemitische Aktivisten protestieren gegen den Besuch von US-Präsident Barack Obama in Südafrika, 30. Juni 2013

Afrikanischen Nationalkongress (ANC) in Western Cape arbeitet, der Juden, die den Zionismus unterstützen, aufforderte, das Land zu verlassen.

Die sozialen Medien spielten eine ebenso unerträgliche Rolle. »Tötet die Juden«, »Ihr sollt in der Hölle schmoren«, »Ihr jüdischen Bastarde müsst aus Südafrika verschwinden und sollt nie

achten, kommen die jüngsten Ausbrüche nicht überraschend: Auf der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus in Durban im Sommer 2001 wurden die Protokolle der Weisen von Zion zum Kauf angeboten und südafrikanische Muslime, die weniger als zwei Prozent der Bevölkerung ausmachen, folgten ihren Glaubensgenossen, die von außer des Landes angereist waren, in diesem antizionistischen und antisemitischen Hass-Festival.

Einige Jahre zuvor führte die Holocaustleugnung zu muslimischem Ärger. Wie das? Eine muslimische Radiostation musste sich 1996 dafür entschuldigen, ein Interview mit Ahmed Huber ausgestrahlt zu haben, der vom »Holocaust-Schwindel« redete; und im Mai 1998 interviewte dieselbe Radiostation Dr. Yaqub Zaki, der nicht nur behauptete, dass die »Millionen Juden«, die im Zweiten Weltkrieg starben, an Infektionskrankheiten starben, sondern auch viel Zeit damit verbrachte, jüdische Verschwörungen aufzudecken. Eine führende muslimische Zeitung begann Holocaust leugnende Literatur zu verbreiten, kurz nachdem das Holocaustcenter in Kapstadt 1998 eröffnete.

Es ist offensichtlich, dass eine große Zahl von Südafrikanern ambivalente, wenn nicht feindselige Vorstellungen ge-



Tony Ehrenreich, Vertreter der Gewerkschaft Cosatu, April 2007

Professor Milton Shain ist Historiker und Direktor des Kaplan Center for Jewish Studies and Research an der Universität von Kapstadt in Südafrika. Übersetzung aus dem Englischen von Clemens Heni

Der Iran bleibt *die* Bedrohung im Nahen Osten

Von Efraim Inbar

Das Entstehen des Islamischen Staates (IS) auf den Schlachtfeldern des Bürgerkriegs in Syrien und seine spektakulären Erfolge bei der Eroberung von Teilen Syriens und des Irak haben internationale Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mit grauenhaften Bildern von Enthauptungen fütterte der IS die internationalen Medien, die seine traurige Berühmtheit noch steigerten. Der Feldzug des Islamischen Staates zur Gründung eines blutigen Kalifats wird breit diskutiert.

Viele Experten gehen davon aus, dass der Islamische Staat die Situation im Nahen Osten grundlegend verändert, und suchen nach neuen Strategien, um der Herausforderung zu begegnen. Tatsächlich jedoch werden die Bedeutung des Islamischen Staates als ein neuer Akteur wie auch das Maß der von ihm ausgehenden Bedrohung oft übertrieben.

Diese Organisation reflektiert den Aufstieg eines radikalen politischen Islam im Nahen Osten in den letzten Jahrzehnten. Der Islam war immer ein zentrales identitätsstiftendes Merkmal der Völker im Nahen Osten. Während es in Ägypten, Iran und der Türkei gelang, daneben die ethnische Zugehörigkeit als ein weiteres Zugehörigkeitsmerkmal von ausgeprägter Wichtigkeit zu etablieren, scheiterten die meisten arabischen Staaten daran, durch ihr jeweiliges Bildungssystem entsprechende Werte zu vermitteln und zu verankern. Deshalb gilt Loyalität in erster Linie der Familie, dem Stamm oder der eigenen religiösen Gruppe, weniger einem bestimmten Staat.

Darüber hinaus ist es vielen arabischen Staaten nicht gelungen, sich zu modernisieren und grundlegende Bedürfnisse zu erfüllen. So ermöglichten sie das Entstehen alternativer islamischer Strukturen, die die Lücken füllten, indem sie den verarmten Massen Bildung brachten und ihre medizinische und soziale Versorgung organisierten. Erwähnenswert ist, dass die Muslimbruderschaft bereits 1928 gegründet wurde. Seither versucht sie als Graswurzelbewegung die Massen zu erreichen, während sie die staatliche Ordnung in den arabischen Ländern mit dem Ziel der Gründung eines Kalifats untergräbt. Pan-Arabismus als eine unter arabischen Eliten verbreitete politische Idee hat ebenfalls dazu beigetragen, die Legitimität staatlicher Ordnung zu beschädigen und pan-islamische Impulse zu verstärken. Unter Schiiten sorgte religiöse Begeisterung für die Umgestaltung des Iran in eine Islamische Republik, die seit 1979 versucht, ihren radikalen schiitischen Islam zu exportieren.

Über Jahrzehnte waren es die Sicherheitskräfte, die als möglicherweise einziger funktionierender Teil der Regierung Stabilität, Gesetz und Ordnung garantierten. Doch die Aufrechterhaltung des Gewaltmonopols war eine Herausforderung, die die nach dem Ersten Weltkrieg etablierte staatliche Ordnung im Nahen Osten in zunehmendem Maß überforderte. Wir haben die Entwicklung ge-

scheiterter Staaten erlebt, wo es kein Gewaltmonopol, aber zahllose Milizen gab – beispielsweise seit den 1970ern im Libanon. Im Jemen sorgte ein Bürgerkrieg in den 1960ern für viel Instabilität, deren Folgen bis heute zu spüren sind. Somalia ist das bekannteste Beispiel für einen gescheiterten Staat. Zwischenzeitlich entwickelte sich die Palästinensische Autorität kurz nach ihrer Ausrufung 1994 zu einem Schlachtfeld rivalisierender Milizen. Starke Diktatoren hielten Libyen oder den Irak zusammen, doch nach ihrem Verschwinden blieben nur noch gescheiterte politische Entitäten. Die republikanische Dynastie der Assads scheint sich in eine ähnliche Richtung zu entwickeln.

Der Islamische Staat von heute, der für religiösen Extremismus wie für transnati-

sein wird, die von ihm eroberten Landstriche dauerhaft zu halten, zu regieren und Gesetz und Ordnung herzustellen.

Wird ihm der innerhalb radikaler Gruppen übliche Fragmentierungs-Prozess erspart bleiben? Kann es der Islamische Staat mit der Türkei aufnehmen oder dem Iran – den aufsteigenden Mächten im muslimischen Nahen Osten? Kann diese Gruppierung Israel gefährlicher werden als die Hamas, eine radikale sunnitische Schwesterorganisation?

Wenn der Islamische Staat in der Lage ist, seine Eroberungen in einen zusammenhängenden Staat zu transformieren und sich in den energiereichen Golf im Süden auszudehnen, könnte er zu einem Akteur mit strategischer Bedeutung werden. Doch jede Entwicklung in diese Richtung



Efraim Inbar

– das eine tatsächliche Zeitenwende bedeutete – muss beendet werden. Leider setzt ein einfältiger Westen gegenüber dem Iran auf Appeasement, während er sich von der »Bedrohung« IS nur allzu gern ablenken lässt.



Der iranische Präsident Hassan Rouhani (rechts) und der irakische Premierminister Haider al-Abadi, Teheran, 21. Oktober 2014

onale Tendenzen steht, ist daher ein Resultat historischer Entwicklungen in den wachsenden arabischen Gesellschaften. Jede längerfristige Prognose über die Entwicklung arabischer Staaten wird zu dem traurigen Schluss führen, dass deren Gesellschaften für lange Zeit zu Armut und politischer Instabilität verdammt sind.

Während die militärischen und politischen Erfolge des Islamischen Staates beeindruckend erscheinen, erzielt er sie doch in einem politischen Niemandsland, in dem es keine staatliche Kraft gibt, die sich ihm in den Weg stellt. Die Kompetenzen des Islamischen Staates auf dem Gebiet tatsächlicher Staatsbildung wurden noch nicht herausgefordert. Ebenso musste er noch keinen wirklichen Gegner mit Gewalt niederringen. Deshalb ist es gegenwärtig unmöglich vorherzusagen, ob der Islamische Staat auch in der Lage

würde auf den entschiedenen Widerstand der Golfstaaten und Saudi-Arabiens stoßen. Dann könnten angesichts der drohenden Gefahren Petro-Dollars Sicherheit erkaufen. Und selbst die verwirrte Obama-Administration würde vielleicht herausfinden, was die Stunde geschlagen hat.

Deshalb erfordert die gegenwärtige Situation noch kein strategisches Umdenken. Weite Teile der fragmentierten arabischen Welt werden über Jahrzehnte mit ihren hausgemachten Problemen beschäftigt sein, was die Gefahr minimiert, die von ihnen für Israel und den Westen ausgeht.

Es liegt vielmehr auf der Hand, dass eine schiitische Achse unter iranischer Führung die Hauptgefahr für die Stabilität im Nahen Osten darstellt. Das iranische Streben nach einem Nukleararsenal



Efraim Inbar ist Professor für Politikwissenschaft an der Bar-Ilan Universität in Israel und Direktor des dortigen Begin-Sadat Center for Strategic Studies (BESA Center)

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Weidauer

Jenseits des »massendurchdrängten Ichs«

Erich Fromm im Facebookzeitalter – ein Widerspruch

Von Elias Pfender

»Auch das Denken und gerade das Denken ist ein Mittel, sich in der Welt als einem Zuhause einzurichten, ja, in einem weiteren Sinn, nach Hause zu kommen, sich zurechtzufinden im Dickicht der unverstandenen Eindrücke.«

In einer Welt, die immer komplexer, schneller und größer wird, nehmen die unverstandenen Eindrücke, wie Ernst Bloch es so treffend schrieb, immer rasanter zu. Man muss sich ran halten, um den Anschluss nicht zu verlieren, ansonsten steht man ganz schnell alleine da. Da ändern auch 500 Facebookfreunde wenig dran. Was?! Du bist nicht bei Instagram?

Ist das Denken überhaupt noch als ein Mittel zu begreifen, dessen man sich heute bedient, um die Welt, in der man lebt, zu verstehen und um sich im Dickicht der unverstandenen Eindrücke nicht zu verlaufen? Es scheint ganz so, dass das an der Tradition geschulte Denken als Ariadnefaden einem anderen Mittel gewichen ist, welches das Denken nicht mehr notwendig mit einschließt. Schließlich stellt jenes ja nur ein Mittel neben anderen dar. So kann zurecht die Frage aufkommen, ob man sich im (mit-)reißenden Fluss des Mainstream, in dem Vernunft und selbstständiges Denken unterminiert werden, überhaupt noch in der Welt als ein Zuhause einrichten kann? Ob das moderne massendurchdrängte Ich, welches im Aushandlungsprozess zwischen Ich und Wir immer weiter Richtung Masse tendiert, Leben gerecht wird? Einem Leben, das sich unabhängig von Ruhigstellung durch Konsum immer auch den Grundfragen des Lebens annimmt. Um mit diesen Anforderungen, Drohungen, dieser Konkurrenz und unserer eigenen Angst umzugehen, können wir uns in Business flüchten. Der Profit daraus ist doppelt: Wir verdienen viel und haben kaum noch Zeit, uns

dem erdrückenden Gefühl der Leere zu stellen, die daraus resultiert. Es ist ein leichter Weg; das Handy ist dauer-online und WhatsApp-Nachrichten können so mit einer Beharrlichkeit im Sekundentakt eintrudeln. Er ist gesellschaftlich akzeptiert und rentiert sich. Es verbleibt eben nur keine Zeit für sich selbst. Wenn nicht ich für mich, wer ist dann für mich? Wenn ich nur für mich bin, was bin ich dann? Wenn nicht jetzt – wann sonst? (Talmud, Sprüche der Väter). Schon der Talmud wusste, dass durch so eine Lebensweise der Zugang zu sich selbst verloren geht. Es ist ein Thema von nicht endender Aktualität, welches sich von Sokrates bis Freud durch die Geschichte der Philosophie zieht. Stellvertretend für all die großen Denker soll Erich Fromm vorgestellt werden. Er umgeht weder die Frage des Seins, noch drückt er sich vor dem Problem der Angst des Allein-Seins. So schrieb er die wohl vielen Lesern bekannten Bücher »Haben oder Sein« oder »Die Kunst des Liebens«, in denen er explizit auf dieses Thema eingeht. Im Folgenden soll es aber weniger um die spezifische Philosophie Fromms, als viel mehr um den Begriff der Tradition gehen. Tradition ist hierbei nicht als Folklore bzw. etwas Konservatives zu verstehen, sondern soll vielmehr als gedankliche Heimat verstanden werden. Traditionen die das Ich nicht nur zulassen, sondern mittels eines Prozesses der ständigen Selbstreflexion auch stärken, nehmen sich dem Gefühl des Allein-Seins an und bieten Rückhalt durch Erkenntnis, die aus diesem Prozess resultiert.

Über Erich Fromm wurde geschildert, wie er eigene Erfahrungen in der Gegenüberstellung dieser zwei Welten machte: Der 1900 in Frankfurt am Main geborene Psychoanalytiker wuchs als Einzelkind in einer jüdisch-orthodoxen Umgebung auf. Über seinen Großvater berichtete er, dass dieser in seinem Krämerladen lieber den

ihm fremd. Dieses ambivalente Verhältnis gleicht einem Aushandlungsprozess, der ihn Zeit seines Lebens prägte.

Während seiner Studienzeit in Heidelberg lernte er die psychoanalytische Theorie kennen. Eine Theorie, die damals nicht nur neu und progressiv war, sondern auch ein eigenes revolutionäres Potential in sich trug, welches später beispielsweise in der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule zum Tragen kam. Zu jener Zeit war die Psychoanalyse noch frei von einer rein klinischen Betrachtungsweise, von der sie heute dominiert wird. Erich Fromm plante Großes und star-

tete noch im selben Jahr, indem er seiner Dissertation beendete, eine Ausbildung zum Psychoanalytiker. Die gedankliche Heimat des Judentums wurde um die der psychoanalytischen Theorie erweitert. Dass Religion und Psychoanalyse sich nicht notwendig widersprechen müssen, zeigt sich vor allem im sogenannten Thorapeuticum in Heidelberg. Diese Einrichtung, die Fromm zusammen mit seiner ersten Frau Frieda Fromm-Reichmann gründete, war eine therapeutische Gemeinschaft mit jüdischem Fundament. Alles und jeder wurde hier analysiert. Wenn das Geld einmal knapp war, kam es sogar vor, dass das fehlende Gehalt mit einer therapeutischen Sitzung ausgeglichen wurde. An jüdischen Feiertagen wurde nicht gearbeitet und man hielt sich an Halacha und Kaschrut. Der orthodox-jüdische Ritus wurde befolgt. Ein richtiges Thorapeuticum eben.



Erich Fromm Gedenktafel in Berlin

Foto: Wikimedia

Talmud studierte, als sich um Kunden zu kümmern und ihnen Güter aufzuschwatzen. Das war die Welt, in die Erich Fromm hineingeboren wurde. Sie glich einem Korken auf dem Wasser treibend; der Talmud und die Geschichten der Thora waren ihm näher und vertrauter als das geschäftige Leben Frankfurts. Die Welt mit ihrer kapitalistischen Grundlage ist für Fromm, obwohl er mitten in ihr lebte, von jeher suspekt geblieben. Das heißt nicht, dass er weltfremd war; ganz im Gegenteil: Gerade weil er nicht im reißenden Fluss des Mainstream mitschwamm, konnte er sein scharfes analytisches Verständnis entwickeln, für das er Jahre später unter anderem bekannt wurde. Er war in allen Lebensphasen aktiv an gesellschaftlichen Diskursen beteiligt, gleichzeitig aber war das kapitalistische Denken, das auf Gewinnmaximierung fixiert und wenig um menschliche Bedürfnisse bedacht war,

Ein Tag offline – Schabbos Projekt

Von Rabbiner
Julien-Chaim Soussan

Zehntausende Juden weltweit wollen beim »Shabbos Project« mitmachen und gemeinsam den kommenden Schabbat halten, vom 24. bis zum 25. Oktober, Freitag- bis Samstagabend, nach allen Regeln der Halacha. Ohne Auto und Arbeit, ohne Hast und Handy. Es soll bereits Teilnehmer in 33 Ländern und 212 Städten geben – und täglich werden es mehr.

Die Initiative kommt aus Südafrika. Oberrabbiner Warren Goldstein startete das Projekt im vergangenen Jahr, als er Juden in seinem Land dazu aufrief, gemeinsam den wöchentlichen Ruhetag zu erleben. Das Ganze ist inzwischen zu einer weltweiten Aktion geworden. Wer sich daran beteiligt, könne jüdischen Stolz und Identität sowie jüdische Einheit in der ganzen Welt erfahren. Zudem werde das Familien- und Gemeindeleben gestärkt, verspricht Rabbiner Goldstein.

Initiative

Zahlreiche prominente Unterstützer hat die Initiative gewonnen, die Schauspielerin Maureen Lipman oder den Singer-Songwriter Alex Clare zum Beispiel. Auch die amerikanische Sängerin Paula Abdul wird mit dabei sein. Sie verrät in einem YouTube-Video, dass der Schabbat ihr persönlicher »Club Med« sei, in dem sie wieder zu sich kommen könne.

Ich möchte an dieser Stelle noch ein paar weitere Gründe nennen, warum dieser Tag – nicht nur beim »Shabbos Project« am kommenden Wochenende – eine besondere Magie hat. Natürlich, als Rabbiner muss ich betonen, dass es eine Vorgabe der Tora ist, den Schabbat zu halten. Einerseits ist es unsere jüdische Pflicht, die wir befolgen müssen. Andererseits ist es auch eine Empfehlung, die nicht nur für uns gilt.

Heutzutage verdienen viele Allgemeinmediziner und Psychologen ganz gut daran, ihren Patienten den Schabbat zu ver-



Der ehemalige israelische Oberrabbiner Meir Lau mit dem TV-Comedian Jay Leno in Jerusalem, 22. Mai 2014 – was würde wohl passieren, wenn es einen Tag in der Woche überhaupt kein Fernsehen gäbe?

schreiben: einfach mal nicht hetzen, auch mal zu Fuß gehen, nicht rauchen, langsam und ohne Ablenkung essen, nachhaltig und bewusst den Tag erleben, sich mit Spiritualität beschäftigen. Wenn man das regelmäßig anwendet, also einmal pro Woche, ist es ein Patentrezept und probates Mittel gegen Stress und Burn-out – ganz ohne Nebenwirkungen.

Auszeit

Nun gibt es viele Menschen, die sich zwar einen freien Tag gönnen, diesen aber lediglich als Auszeit von der eigentlichen beruflichen Tätigkeit verstehen. Sie haben in der sogenannten Freizeit manchmal sogar mehr Stress als bei der Arbeit. Dann stehen sie im Stau auf der Autobahn oder in der Schlange an der Kaufhauskasse, wollen partout noch diese eine dringende Sache erledigen, hetzen von hier nach dort.

Wann kommen wir wirklich zur Ruhe, wann haben wir Gelegenheit, in uns zu gehen? Wann können wir uns ungestört von Anrufen und E-Mails unserer Familie und unseren Freunden widmen? Immer piepst, klingelt oder leuchtet irgendetwas. Eigentlich sollten uns Smartphones, Tablets und Notebooks helfen, Zeit zu sparen. Das Gegenteil ist der Fall. Sie rauben Zeit. Die Arbeit ist inzwischen



Paula Abdul in Las Vegas, 14. April 2012

nicht mehr nur auf den Arbeitsplatz beschränkt. Wir erledigen Telefonate auf dem Heimweg, checken dienstliche Mails nach Feierabend, kommunizieren mit Kollegen über Twitter und Facebook auch am Wochenende. Wir sind rund um die Uhr erreichbar, 24 Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche.

Das ist nicht gesund. Und ebenso ungesund ist, dass wir – immer online – Gefahr laufen, den Bezug zum Leben außer-

halb des Virtuellen zu verlieren. Spielern eines beliebten Onlinespiels werden sogenannte Tipps des Tages gegeben. Einen fand ich besonders interessant: »Vergiss nicht, dass du noch ein reales Leben hast!«

Präsenz

Die ständige Präsenz der Technik, schreibt die Medienunternehmerin Arianna Huffington in ihrem neuen Buch *Die Neuerfindung des Erfolgs*, macht es unserem Gehirn sehr schwer, sich zu regenerieren. Ein durchschnittlicher Smartphone-Nutzer prüfe etwa alle 6,5 Minuten, ob neue Nachrichten gekommen sind, also 150-mal am Tag. Unser Gehirn sei von Natur aus so geschaltet, dass es nach Verbindung strebt, daher sei es nicht einfach, sich diesen Stimuli zu entziehen.

Doch die Verbindung durch Technologie sei oft nur die Ersatzversion einer echten Verbundenheit mit anderen Menschen. Und unser Wunsch nach unbegrenzter Information und ständiger Erreichbarkeit schaffe, so Huffington weiter, einen Stau »zwischen uns und unserem Ort der Erkenntnis und des Friedens«.

Ihre Empfehlung: eine zeitweilige Trennung von der digitalen Welt, innehalten, sich von E-Mails, Kurznachricht-

ten und Playlists freimachen, um ganz in der realen Welt präsent zu sein. Ich stimme dem uneingeschränkt zu und ergänze dies noch um die rabbinische Empfehlung, die Sie schon kennen: Halten Sie den Schabbat!

Hier finden wir einmal in der Woche Ruhe und Gelassenheit, es ist unser Ort der Erkenntnis und des Friedens, Zeit für uns selbst und für andere. Und das nicht online, sondern ganz real. Ein Tag offline, das ist wahre Freiheit. Das schafft, wie es der Tel Aviver Oberrabbiner Israel Meir Lau einmal formulierte, eine Insel in der Zeit. Ein Tag, so Lau, der auf geistige Dinge ausgerichtet ist, deren Abglanz auch noch in der Woche nachschimmert. Das kommende Wochenende mit dem »Shabbos Project«, das am Freitagabend beginnt, wäre genau der richtige Anlass, dies einmal auszuprobieren.

Der Text wurde der Jüdischen Rundschau von der Orthodoxen Rabbinerkonferenz zugeschickt. Es geht nicht nur um den bereits vergangenen Shabbes am 24./25.10, vielmehr um eine Anregung, wie wir mit unserer Zeit heutzutage umgehen. Dazu könnte dieser Text ggf. eine Anregung für unsere Leserinnen und Leser sein, d. Red.

Wiederaufbauhelfer

Von Thomas Weidauer

Es ist noch gar nicht lange her, da konnte sich Ramallah kaum vor Glückwünschen retten, in denen die Gratulanten der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) versicherten, welche friedensstiftende Wirkung die »Versöhnung« mit der Hamas, die seit 2007 Gaza beherrscht, haben werde.

Catherine Ashton beispielsweise, die zu diesem Zeitpunkt noch die Europäische Union als deren Hohe Außenbeauftragte repräsentierte, erklärte begeistert, »die palästinensische Wiederannäherung (...) eröffnet neue Chancen für den Friedensprozess, für eine demokratische Erneuerung und für das palästinensische Volk in Gaza und der Westbank«.

Kurz darauf applaudierten weite Teile dieses Volkes Terroristen der Hamas, die drei israelische Jugendliche verschleppt und ermordet hatten. Von Gaza aus wurde Israel mit Raketen attackiert, die bis nach Haifa flogen; Einschläge in der Nähe des Airports Ben Gurion sorgten für eine Tage andauernde Einstellung des Flugverkehrs von und nach Israel.

Als die Regierung in Jerusalem sich endlich dazu durchrang, militärisch gegen die Angreifer vorzugehen, entdeckten die israelischen Streitkräfte in Gaza ein weitverzweigtes System von Tunneln, die einzig zu dem Zweck errichtet worden waren, der Hamas einen verheerenden Anschlag in Israel zu ermöglichen.

Hatten verschiedene Regierungen und von ihnen mitfinanzierte Nichtregierungsorganisationen in den vergangenen Jahren immer wieder geklagt, in Gaza fehle es an Baumaterial, wurde nun deutlich, wozu es verwendet worden war.

Fünf Jahre zuvor, im März 2009, hatten mehr als 70 Staaten auf einer Konferenz in Ägypten mehrere Milliarden für

den Aufbau ziviler Infrastruktur in Gaza zugesagt, wobei »die palästinensischen Extremisten«, wie *Spiegel Online* meldete, »keinen einzigen Fürsprecher« fanden.

»Die Hamas will höchstens einen zeitlich befristeten Waffenstillstand akzeptieren, keine dauerhafte Friedenslösung mit Israel – doch mit solchen Positionen

scheidet sie nun für die Konferenzteilnehmer von Scharm al-Scheich als glaubwürdiger Verhandlungspartner aus.«

Ein halbes Jahrzehnt und zwei von der Hamas begonnene Kriege später ist die Staatengemeinschaft erneut bereit, Milliarden in Gaza zu versenken.

Die »Wiederaufbaukonferenz« in

Kairo am 12. Oktober, zu der Israel nicht eingeladen worden war, endete mit finanziellen Zusagen in Höhe von insgesamt 5,4 Milliarden Dollar und einem vom Berliner Auswärtigen Amt schon vor Beginn veröffentlichten Versprechen: »Ein Zurück zum Status Quo [sic!] darf es nicht geben. Niemand will Infrastruktur aufbauen, nur damit sie kurz darauf wieder zerstört wird.«

Niemand freilich hat in Kairo eine Entwaffnung der Hamas zur Bedingung für das Fließen von Hilfen gemacht, von ihrer Entmachtung ganz zu schweigen.

Schlug Robert Serry, UN-Koordinator für den Nahost-Friedensprozess, vor einigen Wochen noch internationale Beobachter vor, die Verwendung von Baumaterial durch internationale Beobachter zu beaufsichtigen, meldeten die palästinensischen *Maan News* inzwischen, der palästinensische Arbeitsminister Abu Shahla »widersprach Behauptungen, dass internationale Beobachter den Wiederaufbau Gazas kontrollieren«.

Der Aufbau erfolge dennoch »transparent«. Nun, wirklich widersprechen kann man da nicht: Die Hamas hat sich bereits dazu bekannt, weiterhin oder wieder im Tunnelbau aktiv zu sein, sich nicht von ihren Waffen trennen und von ihrem Ziel – der Vernichtung Israels – nicht ablassen zu wollen.

»Gaza darf nicht mehr von der Hamas und anderen Extremisten als Waffenlager missbraucht werden«, forderte der deutsche Außenminister vor der Konferenz in Kairo. Keine zwei Wochen später hat er diese Ansage bereits wieder vergessen – die 50 Millionen Euro, die Berlin zusätzlich versprochen hat, sind dem Zurück zum Status quo ante sicher.



US-Außenminister John Kerry und die EU-Außenbeauftragte Catherine Ashton auf der »Gaza-Geberkonferenz« in Kairo, 12. Oktober 2014

Nicht Bibi, Obama hat die amerikanisch-israelische Krise zu verantworten

Von Jonathan S. Tobin

Seit Barack Obama Präsident ist, ist Jeffrey Goldberg vom *Atlantic* eine zuverlässige Quelle für Informationen darüber, wie die Regierung über außenpolitische Themen denkt. Wie einige andere Journalisten, die als Unterstützer des Präsidenten gesehen werden, wird er besonders dann mit »schlüpfrigen Details« versorgt, wenn das Weiße Haus die israelische Regierung angreifen möchte. Doch heute haben Goldberg und seine »hochrangigen Regierungsquellen« mit der Veröffentlichung eines Artikels einen neuen Tiefpunkt erreicht, in dem diese anonymen Figuren den israelischen Premierminister Netanjahu als »Angsthase« bezeichnen und ihn einen »Feigling« nennen (»chickenshit«, d. Red.). Diese Bemerkungen sind dabei offensichtlich weniger als eine Warnung an die israelische Regierung davor zu verstehen, sich weiter über die amerikanischen Appeasement-Bemühungen gegenüber einer Nuklearmacht Iran zu beschweren oder über den von wenig Kompetenz geprägten Versuch der US-Regierung, den Konflikt mit den Palästinensern zu lösen. Vielmehr geht es in dem Artikel, wie Goldberg selbst es korrekt charakterisiert, um eine waschechte Beziehungskrise. Die ist unbestritten. Doch Goldberg und die redefreudigen Regierungsvertreter irren, wenn sie glauben, dass Netanjahu für alles verantwortlich sei. Ihre Angriffe auf ihn sind nicht nur falsch. Sie sind tatsächlich ein Versuch, eine Entschuldigung für den Fall eines drastischen Wandels in der amerikanischen Politik gegenüber Israel präsentieren zu können.

Nennt die Regierung Netanjahu einen »Feigling«, ist das ebenso Ausdruck ihrer Unzufriedenheit darüber, dass er keinen Frieden mit den Palästinensern schließen konnte, wie ihrer Verärgerung über seine Kritik an dem Versuch, ein Abkommen mit dem Iran zu erzielen, selbst wenn das dem islamischen Regime erlauben würde, zur Nuklearmacht in spe aufzusteigen. Doch es geht um mehr als Politik. Es fällt selbst seinen Verbündeten schwer, sich auf persönlicher Ebene zu dem eher abweisenden Netanjahu zu bekennen.

Obama sieht Netanyahu als »Staatsfeind Nr. 1«

Doch Präsident Obama und sein Team für Außenpolitik sind nicht nur verärgert über den Premierminister. Sie betrachten ihn als ihren Staatsfeind Nr. 1 und sprechen auf eine Weise über ihn und seine Politik, wie sie es nicht einmal über erklärte Feinde der Vereinigten Staaten tun, von engen Verbündeten ganz zu schweigen.

Statt ihn wegen seiner Vorsicht zu rügen, bezeichnen sie ihn als einen Feigling und verspotten ihn für seinen Unwillen, Krieg gegen die Hamas zu führen oder einen Angriff auf den Iran anzuordnen. Sie nennen ihn nicht einmal mehr einen Amateurpolitiker ohne Visionen, sondern beschuldigen ihn, sein politisches Überleben über das Wohl und die Interessen seines Landes zu stellen.

Das ist eine Anklage, über die man viel-

leicht sogar diskutieren könnte. Doch blickt man hinter die persönlichen Dissonanzen, die das Verhältnis zwischen dem Präsidenten, Secretary of State Kerry und anderen »hochrangigen Offiziellen« einerseits und Israels Premierminister auf der anderen Seite prägen, wird schnell deutlich, wie dünn der aus Angriffen gewebte Schleier ist, hinter dem die Obama-Administration ihre in bisher sechs Jahren Regierungszeit gemachten Fehler im Nahen Osten verstecken will. Fehler, die die Region zu einem größeren Gefahrenherd

Frieden zu schließen, selbst wenn sie es gewollt hätte. Die Folge des überstürzten amerikanischen Versuchs, Verhandlungen anzustoßen, die von Anfang an zum Scheitern verdammt waren, waren eine weitere Runde kriegerischer Gewalt im Sommer und die Möglichkeit einer neuen terroristischen Intifada in der Westbank.

Geht es um den Iran, so ist nicht Netanjahus Bluff mit Luftangriffen das Problem, sondern Obamas politische Vorstellung. Trotz wohlklingender Versprechen, Teherans Griff nach Kernwaffen stoppen



Barack Obama und Benjamin Netanyahu bei einem bilateralen Treffen im Weißen Haus, 1. Oktober 2014

für Israel wie die Vereinigten Staaten werden ließen. Trotz all seiner persönlichen Unzulänglichkeiten ist es nicht Netanjahu – ein Mann immerhin, der als Kampfsoldat unter feindlichem Feuer in einer der besten Eliteeinheiten für sein Land gekämpft hat –, der ein Feigling ist oder ein Kleingeist. Es sind Obama und Kerry, deren Unwillen eine besondere Beziehung beschädigt und ruiniert hat, ein Akt, der bereits zu Blutvergießen und Unglück geführt hat und in ihren beiden letzten Amtsjahren zu noch mehr führen kann.

Schließlich war es letztlich Obama (und in den beiden vergangenen Jahren Kerry), der seine Zeit im Amt sinnlos mit Streitereien über Jerusalem und Siedlungen verbracht hat. Die Auseinandersetzungen waren nicht sinnlos, weil es zwischen beiden Staaten grundsätzlich andere Ansichten über die idealen Bedingungen für einen Frieden gibt.

Palästinenser wollen keinen Frieden

Sie waren sinnlos, weil die Palästinenser trotz des amerikanischen Einsatzes für sie jede Chance auf ein Friedensabkommen ausschlugen. Wie sehr Obama Mahmoud Abbas auch lobte und gleichzeitig Netanjahu schnitt, hat der Führer der Palästinensischen Autonomie sich doch nie dazu bereit erklärt, die grundsätzliche Daseinsberechtigung des jüdischen Staates ganz unabhängig von dessen Grenzen anzuerkennen. Zudem starteten sie einen Friedensprozess trotz der Tatsache, dass die Palästinenser weiterhin zwischen Abbas' Fatah und dem durch die Hamas geführten Gaza zerstritten waren. Diese Situation machte es für die PA unmöglich,

zu wollen, hat der Präsident eine Politik des Appeasements betrieben, die dazu führte, dass er auf seine militärisch und ökonomisch bedeutsamen Druckmittel verzichtete. Hinzu kommt, dass er sich auf ein faules Interims-Abkommen einließ, mit dem der Beginn des Zerfalls des internationalen Sanktions-Regimes eingeleitet wurde, das noch die beste Möglichkeit bot, den Konflikt ohne Gewaltanwendung zu lösen.

Obamas Fehler sollen vertuscht werden

Selbst ein so leidenschaftlicher Unterstützer Obamas wie Jeffrey Goldberg versteht, dass es für Israel verrückt wäre, Territorium in der Westbank aufzugeben, nur um die Erfahrungen des Gaza-Experiments noch einmal machen zu müssen. Er sorgt sich ebenfalls, dass die Administration sich auf ein »schwaches« Iran-Abkommen einlassen könnte, wobei er gleichzeitig die einzige Person auf dem Planeten sein dürfte, die noch daran glaubt, dass Obama mit Gewalt eine iranische Kernwaffe verhindern würde.

Weshalb also ist die Regierung so verärgert über Netanjahu? Es kann nicht daran liegen, dass Netanjahu eine Einigung mit den Palästinensern verhindern würde. Nach dem Scheitern von Kerrys vergeblichen Verhandlungen und dem Raketenkrieg der Hamas gegen Israel im Sommer kann selbst Obama nicht annehmen, dass ein schneller Frieden möglich wäre. Noch glaubt er wirklich daran, dass Netanjahu ihn davon abhalten könnte, weiter auf den Iran zuzugehen, sollte Teheran Bereitschaft signalisieren, selbst einen schlechten Deal einzugehen.

Der wahre Grund für die Angriffe auf Netanjahu ist, dass es leichter ist, die Israelis zu Sündenböcken zu machen als Verantwortung für eigene Fehler zu übernehmen. Statt eine neue Ära guter Beziehungen mit der arabischen Welt einzuleiten, wie er das mit seiner Rede in Kairo 2009 versprach, hat Obama eine Politik zu verantworten, die einen ohnehin instabilen Nahen Osten zu einer noch größeren Gefahr hat werden lassen. Statt die Kriege im Irak und in Afghanistan zu beenden, hat seine Entscheidung, US-Truppen abzuziehen und nicht in die Krise in Syrien einzugreifen, zu mehr Konflikten geführt und zum Aufstieg des IS. Statt einen nuklearen Iran zu verhindern, ist Obama nun dabei, ihn zu ermöglichen. Und statt den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern zu beenden, von dem niemand ernsthaft annehmen konnte, seine Lösung stünde unmittelbar bevor, haben Obama und Kerry ihn mit ihren anmaßenden Initiativen und ständigen Angriffen auf Israel noch verschärft.

Trotz der Vorwürfe der Regierung ist es nicht Netanjahu, der schwach ist. Er hat großen Mut und Weitsicht bei der Verteidigung der Interessen seines Landes bewiesen, während Obama den Palästinensern Hoffnungen machte, sie könnten noch unrealistischere Forderungen durchsetzen, und Israel Munitionslieferungen verweigerte, die es zur Bekämpfung des Hamas-Terrors hätte gebrauchen können. Woher Goldberg weiß, dass es zu spät für Israel ist, Irans Nuklearfabriken anzugreifen, ist ein Rätsel. Doch es ist Obama, von dem der Iran glaubt, er sei schwach. Es sind iranische Unterhändler, die mit Amerika in der festen Überzeugung spielen, Obama sei ein Papiertiger, den man nicht länger fürchten müsse.

Obama trägt Schuld an der Krise

Wenn es eine Krise gibt, dann ist es eine, die auf Obamas Fehlern basiert und seiner Unfähigkeit einzusehen, dass seine ideologischen Vorurteile ihm den klaren Blick auf die nahöstliche Realität vernebeln.

Die nächsten beiden Jahre könnten, wie Goldberg unheilvoll vorhersagt, von weiteren Versuchen der Regierung geprägt werden, die Beziehungen zu Israel lösen. Doch die Verantwortung dafür wird ein Präsident tragen, der nie richtig mit Israel konnte, ein Präsident, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Konflikt mit ihm suchte, selbst wenn das auf Kosten amerikanischer Interessen ging oder die Aussichten auf einen Frieden schmälerte. Kein Angriff auf Netanjahu, gleichgültig wie abenteuerlich und haltlos, vermag die lange Liste der Fehler des Präsidenten zu übertünchen.

Jonathan S. Tobin ist ein preisgekrönter Journalist aus den USA und Senior Online Editor des bekannten Commentary Magazins. Er erscheint auch regelmäßig im Fernsehen als Kommentator. Sein Text erschien am 28. Oktober 2014 auf Commentary Contentions im Internet; Übersetzung: Thomas Weidauer; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors

Platz ist in der kleinsten Hütte

Wahre Liebe gedeiht auch auf kleinstem Raum. Das gilt nicht nur im Judentum, aber ganz bestimmt fürs Jüdische Museum der Schweiz.

Von Armin H. Flesch

»Können Sie uns sagen, wie wir zum Jüdischen Museum kommen?« Wer sich in Basel auf die Suche nach dem Jüdischen Museum – immerhin dem einzigen in der Schweiz – macht, sollte keinen repräsentativen Bau erwarten wie in Berlin oder Frankfurt am Main. Die Schweiz ist ein bescheidenes Land. Und so hat das Jüdische Museum in Basel weniger Platz zur Verfügung als manches moderne, gut-verdienende Liebespaar. Wenn dann 130 geladene Gäste zur Vernissage kommen, ist es entschieden zu klein, um alle aufzunehmen. So fand die Eröffnung der neuen Ausstellung »Gesucht ... Gefunden, Partnerschaft und Liebe im Judentum« im »Cercle« statt, einem Saal schräg vis-à-vis.

»Partnerschaft und Liebe – kann man das ausstellen? Und welches der beiden Stichworte ist das wichtigere?«, fragt Gaby Knoch-Mund, Leiterin des Jüdischen Museums der Schweiz, in ihrer Begrüßung. Was vorderhand nur die im-

materielle Beziehung zweier Menschen zueinander bezeichnet, verdinglicht sich gleichwohl in vielerlei Weise. Im jüdischen Kontext kommen noch ein paar besondere Dinge hinzu, und all das kann man natürlich ausstellen.

Ob handgeschriebene und reichverzierte Eheverträge, filigrane oder kunstvoll aufgetürmte Hochzeitsringe oder die



Chuppa, der Traubaldachin, unter dem eine jüdische Ehe geschlossen wird, alles ist dabei. Aber die Partnerschaft beginnt nicht erst mit der Hochzeit, und fragt man sich, »was mit der Liebe sei«, welche Formen der Liebe es nach jüdischer Vorstellung gebe und welche Rolle die Sexualität im Judentum spielt, so geben die Exponate und der von zahlreichen Autoren lehr- und abwechslungsreich verfasste Katalog auch hierüber Auskunft. Die vielleicht jüdischste aller jüdischen Besonderheiten zum Thema ist die Vermittlung der künftigen Partner durch den Schadchan, einen professionellen jüdischen Heiratsvermittler. Der Schidduch wird nicht nur im streng orthodoxen Judentum praktiziert und darf natürlich nicht fehlen. Mit Simantov International ist die älteste jüdische Partnervermittlung Europas Teil der Ausstellung.

Weil der Raum im Innern des Museums höchst begrenzt ist und deshalb der Innenhof – wetterunabhängig – ebenfalls genutzt werden sollte, fand Kuratorin Claudia Glass im »urban gardening« eine kongeniale Ausdrucksform für eines der ältesten und bezauberndsten Beispiele jüdischer Liebeslyrik: Schir ha-Schirim. »Sie haben mich zur Hüterin der Wein-

berge gesetzt.« In ihrer charmanten und launigen Eröffnungsrede zitiert Glass das Hohelied der Liebe nicht ohne Selbstbezug und erklärt, wie ihr urbaner Garten der Liebe das Hohelied zum Blühen bringen und den transitorischen Besucher zum lustvollen Verweilen einladen soll: »Du bist gewachsen wie ein Lustgarten von Granatäpfeln, mit edlen Früchten, Zyperblumen mit Narden, Narde und Safran, Kalmus und Zimt, mit allerlei Weihrauchsträuchern, Myrrhe und Aloe mit allen feinen Gewürzen. Ein Gartenbrunnen bist Du ...« So lebendig und vielgestaltig wie die Liebe (nicht nur) im Judentum.

»Können Sie uns sagen, wie wir zum Jüdischen Museum kommen?« Als wir am Tag der Vernissage den erstbesten Passanten nach dem Weg fragen, haben wir Glück. Er kennt den von außen wenig eindrucksvollen Ort und führt uns bis zur Ecke Kornhausgasse. Hier nehmen uns Mitarbeiter des Museums am Eingang des Cercle in Empfang und die Dinge ihren Lauf. Gesucht ... Gefunden. Bis Ende 2015 soll die Ausstellung offen sein, »bis der Tag kühl wird und die Schatten schwinden.« Es wäre ihr zu wünschen, dass noch viele sie suchten ... und fänden.



Punk Jews! Ein Film über das neu erwachte Jüdisch-Sein

Von Clemens Heni

Seit einigen Jahren gibt es eine verstärkte Hinwendung von Juden in Amerika zu ihrem Jude-Sein, ein bewussteres Leben als Jude. Das ist die Message des Independent-Films *Punk Jews* von 2012, der seit Ende Oktober 2014 frei im Internet zugänglich ist. Einer der Producer, Evan Kleinman, ist auf Facebook und dort kann man sich über dieses Filmprojekt informieren. Jetzt gibt es den Streifen im Internet.

Na klar, es geht los mit einem ehemals ultraorthodoxen und auf seine Weise immer noch ultraorthodoxen Punkmusiker, Yishai Romanoff, der über den Dächern von New York (bevorzugt in Brooklyn) locker »500.000 mal« sein »Schma Jisrael« als eine Art Liebeserklärung an das Judentum hinausbrüllt, und das jeden Morgen, dann fühlt sich der Tag erst so richtig gut an für ihn. Er ist Leadsänger der Punkband Moshiah Oi, die Jüdisch-Sein und Punk auf recht individuelle Art und Weise verbindet. So etwas konnte nur in der Stadt des Punk entstehen, New York, der Stadt der Ramones. Der Film *Punk Jews* ist jedoch weit mehr als nur eine Art weiteres Kapitel von Steven Lee Beebers geheimer Geschichte des jüdischen Punk, die 2006 erstmals in Englisch erschien. Es ist mehr, weil Evan Kleinman und seine Kollegen den Begriff »Punk« viel weiter fassen. Für sie ist Punk-Sein ein Ausdruck von Rebellion, Kritik, Nicht-Einverstanden-Sein, von Dissens und nicht Konsens, und hat mit dem Musik-Geschmack nur

sekundär etwas zu tun. Yishai Romanoff preist G'tt, »Baruch Hashem: Praise God« heißt es in einem seiner Songs. »Tora Hardcore« ist ein Motto der Band.

Isaac Schonfeld ist der Gründer von »Cholent«, einer wöchentlichen Versammlung von Juden aller Richtungen, orthodox, ultraorthodox, weltlich, arm, reich, links, rechts, gläubig, ungläubig und sicher auch solchen Leute, die »ausbrechen« wollen aus dem Herkömmlichen. Es ist ein Ort, wo super religiöse mit total areligiösen Juden nebeneinander beim Konzert stehen und eventuell ins Gespräch kommen. Etwas Einzigartiges selbst für New Yorker Verhältnisse, wie einige Protagonisten im Film betonen. Beim Dreh hatten manche Panik, dass sie zu sehen sein würden und sie dann von ihren Familien mächtig Ärger bekämen bis hin zum Verstoßenwerden. Auch hier geht es um eine Art Punk-Rock-Musik mit Klezmer-Einschlag, um einen nur durch Mundpropaganda bekannten Treffpunkt einer Art Gemeinde, wo Juden aller Generationen Spaß haben können, singen, tanzen, diskutieren, trinken, abhängen oder entspannen. Sehr underground, sehr New York City. »Cholent«, wie ein Gericht heißt, das immer donnerstagabends serviert wird, als Aufhänger für krasse Events.

Amy Yoga Yenta, eine vielleicht 65-jährige, Jiddisch-sprechende Yoga-Enthusiastin, tritt auf verschiedenen Events auf und macht unglaubliche Yoga-Übungen, die nicht gerade gesund oder bequem aussehen. Aber das ist auch nicht das Motto,

es geht um *Punk Jews*. Dann gibt es die tatsächlich weder in Europa noch den USA wirklich bekannte Geschichte der schwarzen Juden. Ca. 400.000 Juden in USA sind Schwarze, was auch viele nicht-schwarze Juden in USA kaum wissen. Viele weiße Juden fragen mitunter nach: »Wann wurdest du denn Jude, also wann gab es eine Konversion?« Darauf schütteln die schwarzen Juden nur den Kopf. Sie sind genauso seit Jahrhunderten Juden wie andere Juden, wie es im Film heißt. Neben Punk-Rock-Musikern kommen



somit im Film auch nicht weniger geniale HipHop-Musiker wie Y-Love vor.

Eine sehr nachdenkliche, dramatische und erschütternde Version von *Punk Jews* kommt gleich als zweite Geschichte in dem Film: Es geht um das Aufdecken von sexuellem Missbrauch in der ultraorthodoxen Gemeinschaft von New Square, 40 Autominuten von New York entfernt. Eine extrem religiöse Gemeinschaft, wo Frauen und Männer getrennte Bürgersteige benutzen müssen. Doch vor Jahren wagte ein junger Mann den Ausbruch:

Kal Holczer, der Gründer der »Voices of Dignity« («Stimme der Würde»). Er wurde als Junge von einem ultraorthodoxen männlichen jüdischen Bewohner der abgeschlossenen Gemeinde sexuell missbraucht. Auch eine Verwandte von Kal wurde jahrelang als Kind missbraucht. Sie wollen das aufdecken, ohne sich selbst komplett vom Judentum loszusagen, so jedenfalls Kal. Die sexuelle Gewalt muss aufhören, ebenso wie die völlig grotesken geschlechtsgetrennten Bürgersteige etc.

Am Ende wird in *Punk Jews* eine jiddische Theatergruppe porträtiert, die »Sukkos Mob«, die Straßentheater spielen, wie auf dem beliebten Union Square mitten in Manhattan. Sie wollen ihr Jüdisch-Sein mit Jiddisch in Verbindung bringen und diese Sprache, die durch die Ermordung von Millionen Jiddisch-sprechender Juden in der Shoah so gut wie ausgestorben ist, ein ganz klein wenig am Leben erhalten bzw. reaktivieren. Selbst Nicht-Juden sind an diesem Projekt in New York beteiligt. Doch der allzu beliebte Klezmer-Kitsch stellt sich hier kaum ein, da das Theater zu absurd oder komisch ist und wir es immer mit *Punk Jews* zu tun haben.

Ein Independent-Film, der faszinierende Einblicke in das heutige Leben von unangepassten Juden in New York und Amerika bietet. *Punk Jews* spricht dabei nicht nur traditionelle Punk-Rocker an!

Hoher Besuch aus den USA

Rabbiner Stephen L. Fuchs zu Gast in Kiel – Ein Gespräch über Erinnerungen und die Tora

Von Serafine C. Kratzke

Interreligiöser Dialog aktuell

Rabbiner Dr.Min. Dr.Div.h.c. Stephen Lewis Fuchs aus Connecticut und seine Frau Victoria besuchen von Mitte September bis Mitte November Schleswig-Holstein. Das achtwöchige Programm mit diversen interreligiösen Veranstaltungen in ganz Schleswig-Holstein, wurde maßgeblich von der Pastorin Ursula Sieg M.A. aus Bad Segeberg in Zusammenarbeit mit dem ersten Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde in Kiel – Synagoge am Schrevenpark, Joshua W. Pannacker organisiert. Kooperationspartner sind dabei die Kirchengemeinde Segeberg, die Kirchenkreise Plön-Segeberg und Altholstein sowie der Förderverein Judentum Schleswig-Holstein e.V. Und genau die besagte Kieler Gemeinde möchte das Ehepaar Fuchs besonders unterstützen.

Werdegang und Auszeichnungen

Nach dem klassischen US-amerikanischen schulischen Werdegang mit High School- und College-Abschluss beschrift Stephen L. Fuchs den Weg der weiterführenden universitären Ausbildung. Er erlangte den Master's-Degree in Hebrew Letters, einem Graduiertenzertifikat für jüdische Gemeindearbeit und erhielt am Hebrew Union College in Cincinnati im Bundesstaat Ohio 1974 seine Smicha. 1992 wurde er an der Vanderbilt University Divinity School in Nashville (Tennessee) zum Doctor of Ministry promoviert und bekam 1999 die Ehrendoktorwürde Doctor of Divinity des Hebrew Union College – Jewish Institute of Religion in New York verliehen.

Von 2011 bis 2012 war Rabbiner Fuchs Präsident der in 47 Ländern verankerten Dachorganisation World Union for Progressive Judaism und besuchte in dieser Zeit auf den fünf Kontinenten über 65 Gemeinden.

Stephen und Victoria Fuchs im Gespräch

JR: Die hohen Feiertage sind nun vorüber, und wir haben wieder angefangen das erste Kapitel Bereschit zu lesen. Was bedeutet es für Sie speziell, Simchat Tora zu feiern? Was verbinden Sie als Rabbiner damit?

SF: Ich denke, das Symbol des Zuendelebens der Tora und des unmittelbar darauf folgenden Wiederbeginns des Lesens ist ein sehr kraftvolles. Ich denke, es lehrt uns, dass unablässige Studien ein Gebot im Judentum sind. Und sogar als ich noch ein kleines Kind war, die letzten Worte des Deuteronomiums zu hören, unmittelbar gefolgt von den ersten Worten der Genesis, war ein sehr starkes Gefühl, dass Lernen einen zentralen Platz im jüdischen Leben hat. (...)

Und ich habe immer diese Verbindung zu der Geschichte der Kreation der Welt gefühlt, weil ich es nie als eine Beschreibung gesehen habe, wie die Welt entstand. Und als ich größer wurde, und studierte und studierte und größer wurde und dann in meinem Buch geschrieben habe, es ist eine religiöse Geschichte, keine



Rabbiner Stephen L. Fuchs und seine Frau Victoria Fuchs mit Pastorin Ursula Sieg M.A. vor dem Mahnmahl mit Erinnerungstafel für die zerstörte Kieler Synagoge in der Goethestraße 13. Foto: C. Kratzke

Wissenschaft, keine Historie, es ist ein Statement von Werten. Werten, die allem westlichen religiösen Denken – nicht nur jüdischem Denken, sondern auch allem anderen westlichen religiösen Denken – zugrundeliegen. Und die Werte in der Geschichte sind: Ein Gott, ja wir glauben an Gott. Und, wie auch immer die Erschaffung der Welt begann, Gott begann sie. (...) Dies ist kein Zufall. (...) Das Leben ist sinnvoll, mein Leben und dein Leben, das Leben von Jedem ist wie ein Potential, es kann große Bedeutung und Sinn haben. (...) Das lehrt mich, dass wir für diese Welt in der Pflicht stehen und die Verantwortung für sie haben (...). Also ist diese Geschichte eine Mahnung (...).

JR: Simchat Tora hatte – wie Sie selbst zuvor erwähnten – besonders am gestrigen Tag aufgrund ihrer eigenen Geschichte und der ihrer Familien eine besondere Bedeutung für Sie. Wie verhält es sich damit?

SF: Sag Du [VF] es für uns beide.

VF: Also, etwas was Du [SF] gerade erst heute Morgen gesagt hast, ließ mich an die Tatsache denken, dass meine Eltern in die Vereinigten Staaten emigrierten und ihre Mütter, die Mutter meiner Mutter und die Mutter meines Vaters, beide aus Deutschland stammen und aus diesem Grund alle meine Verwandten hier in Deutschland begraben sind. Und das Kaddisch zu sagen, und als Du [SF] anmerkstest, an deinen Großvater zu denken, haben mich, als ich heute das Kaddisch sagte, realisieren lassen, das ich nun hier in der Lage bin, das Kaddisch auf deutschem Boden für alle meine Verwandten, die ich niemals getroffen habe, zu sprechen: Meine Großeltern, meine Urgroßeltern, meine Ururgroßeltern, Tanten und Onkel. Viele von ihnen hatten das Glück, eines natürlichen Todes zu sterben und in Gräbern beerdigt worden zu sein, aber die Verwandten meines Vaters, Tanten und Onkel und Cousins, sind im Holocaust gestorben und nun irgendwo in unbekanntenen Gräbern. Und es war ein bemerkenswertes Gefühl, auf deutschem Boden zu sein, und zu sagen: »Nun kann ich das Kaddisch auch für sie sagen!«

SF: Also, für mich bietet diese ganze Reise nach Deutschland in vielerlei Hinsicht wundervolle Gelegenheiten. Aber der emotionale Höhepunkt wird mit der Kristallnacht kommen, wenn ich in Leipzig sprechen werde, der Stadt in der mein Vater geboren wurde, aufwuchs und in der Kristallnacht verhaftet wurde.

Und das erste Mal, als ich 1982 nach Leipzig kam, wurde ich an der Grenze abgewiesen. Also, es wirkte alles sehr routiniert, und die Wache fragte: »Warum wollen sie nach Leipzig?«. Ich dachte er würde einfach einen Visastempel in meinen Reisepass machen, aber ich konnte an seinem Gesicht ablesen – ich konnte in seine Augen sehen, dass sich, als ich sagte, ich sei ein Rabbiner und möchte den Ort besuchen, an dem mein Vater geboren und aufgewachsen wäre, sein ganzer Anblick änderte: »Warten sie hier!«, sagte er. Also ging er weg und kam fünf Minuten später wieder und sagte: »Sie können nicht gehen! Sie müssen nach Berlin fahren und dort um ein Visum ersuchen!«

Und dann war ich allein gelassen in der Mitte von Nichts, in Oebisfelde, wo die Bahnstation nur ein Gleis in jede Richtung hat und nirgendwo ein Unterstand war oder sonst irgendetwas. Und vier Stunden später habe ich dann einen Zug nach Berlin bekommen. Es dauerte weitere oder wie viele Stunden auch immer, so dass ich den ganzen Tag verloren habe.

Und als ich dann nach Berlin kam, war es spät in der Nacht, und sie sagten: »Also, hier ist eine Reservierung für ein Hotel, sie können über Nacht dort bleiben, und Morgen können sie in das Büro kommen und um ein Visa ersuchen.« Also ging ich in das Hotel und beschloss, dass ich eine neue Identität annehmen würde und sagte, ich sei ein Kunstlehrer und würde die berühmten Leipziger Museen sehen wollen. Und die ganze Zeit betete ich, dass sie mich nicht irgendetwas über Kunst fragen würden. Ich mochte zwar einen Kurs in Kunstgeschichte belegt haben und hätte damals sagen können, wer Rembrandt war, aber das wäre es dann sozusagen auch schon gewesen.

Aber glücklicherweise las ich in dem

Hotel, in dem ich war (sie wissen, man liebt die Broschüren in Hotels): »Wir arrangieren Visa.« So entschied ich, mein Glück über das Hotel zu versuchen, ich hatte ohnehin bereits das Geld bezahlt, um dort zu bleiben. Und sie gaben mir tatsächlich ein Visum, und ich konnte nach Leipzig reisen.

Daher wird es nun sehr unterschiedlich sein, nachdem ich diese Art von Erfahrungen des Empfangs im damaligen Ostdeutschland gemacht habe, nun ein Gast der Stadt zu sein und ein Redner auf der Gedenkveranstaltung, die die Stadt Leipzig abhält. Es ist grandios, diesen Unterschied zu sehen, und gestern Nacht habe ich besonders an den Vater meines Vaters gedacht, den ich nie getroffen habe. Mein Vater kannte ihn selber kaum, weil er 1914 von deutschen Soldaten erschossen wurde, als er in Belgien war. Das ist wirklich alles, was ich weiß. Alles was ich von ihm kannte, war eine Photographie auf der Kommode meines Vaters. Aber nun, da ich dies realisiere, wird mir auch umso deutlicher bewusst, dass seine Jahrzeit genau an Simchat Tora war.

Und nun begreife ich zum ersten Mal, dass ich wegen Simchat Tora hier bin. Es ist wie eine direkte Linie: Eine Linie, die in all diesen Jahren eine feine Linie tief in meinem Gedächtnis war. Und ganz plötzlich ist es so, als ob er hier vor mir steht



Rabbiner Dr. Dr. h.c. Stephen L. Fuchs und Studienrätin Verena Menn, Vorstandsmitglied der Union progressiver Juden Deutschland e.V. vor dem Aron HaKodesch der Jüdischen Gemeinde Kiel e.V. – Synagoge am Schrevenpark. Foto: Autorin

und ich sein Repräsentant bin, ihn buchstäblich im übertragenen Sinne wiederbelebt habe und sagen kann: »Nun ist es in Ordnung.«

JR: Es erscheint also so, dass sie beide gerne reisen. Was aber war die konkrete Idee, nach Deutschland zu kommen und eine sehr kleine Gemeinde – wie die Jüdische Gemeinde in Kiel – zu besuchen und ein sehr umfangreiches interreligiöses Programm zu absolvieren? Was ist das Ziel?

VF: Mein Ziel ist es, so viel wie möglich über diese kleinen Gemeinden zu lernen. Und dies habe ich auch schon: Ich bin sehr beeindruckt; was mir die mythologische Geburt des Phönix ins Gedächtnis ruft, der aus der Asche emporsteigt. Alle diese Gemeinden steigen wie der Phönix aus der Asche: Dort, wo vorher gar nichts war, beginnen diese Gemeinden einfach, werden hoffentlich größer, und hoffentlich geben sie einige jüdische Ideen an ihre Kinder weiter.

Wie in allen Gemeinden, gibt es viele ältere Leute, aber es sind ja auch junge Leute und Kinder dar. Und wissen sie, ein ganzes Feld kann nach Generationen aus einem einzigen Samenkorn erwachsen. Daher hoffe ich, dass dies in Deutschland sozusagen gedeihen und das jüdische Leben in Deutschland wachsen wird und wir irgendwie in der Lage sein werden, zu helfen. Ich weiß allerdings nicht, ob wir ihnen, da wir ja aus den Vereinigten Staaten kommen, damit helfen können, dass wir hier sind. Mein Ziel ist es, zu lernen und zu helfen!

SF: Wir hatten, wie sie bemerkt haben, das Privileg reisen zu können und neue Orte zu sehen, und neue Orte zu besuchen, war immer etwas Besonderes für mich. Meine Kinder haben mich mindestens zwanzig Mal sagen gehört, dass ich nie mit einem Flugzeug geflogen bin, bevor ich 18 Jahre alt wurde. Und ich wollte studieren und meine Studien als Rabbiner in Kalifornien beginnen. – Bis ich 22 Jahre alt war, war ich niemals westlich des Mississippi gewesen. – Ich hatte also als Kind nicht oft die Gelegenheit, zu reisen, und so war die Idee des Reisens, um neue Orte kennen zu lernen, wundervoll. (...) Nun, ich lernte ganz einfach, es gibt überall Menschen, die wundervoll sind, und Menschen, die nicht so nett sind. Und dies war an allen Orten so, wo ich gewesen bin. Und dennoch, den Berg an Arbeit in diesen kleinen Gemeinden und was Einzelne dabei auf sich übernehmen, um Dinge möglich zu machen, zu sehen, ist inspirierend. (...)

Was Joshi [Anm. d. Red.: Joshua W. Pannacker] unternimmt, und zu sehen, wie sich dieses Appartement in eine Synagoge verwandelt, ist ziemlich bemerkenswert. In Bad Segeberg sieht man jemanden wie Walter Blender [Anm. d. Red.: Erster Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Bad Segeberg e.V. und des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Schleswig-Holstein K.d.ö.R.], der alles daran setzte, etwas entstehen zu lassen, wo nichts war.

Und ich werde ganz angeregt, wenn ich auf die jüdische Geschichte blicke. Es sind nicht die Komitees und die »Think Tanks«, die Dinge möglich machen, es sind die Menschen, die geradezu von Ideen besessen sind: Also sogar wenn ich mich in der Geschichte bis Abraham zurückerinnere, dann denke ich, er muss ein wenig »meschugge« gewesen sein:

Er verlässt sein Heim, lässt alles hinter sich zurück und begibt sich an einen Ort, wo er nie zuvor war und beginnt ein ganz neues Leben. Also, sehen sie, jemand wie Theodor Herzl, der im Alter von 34 Jahren damit beginnt, sich mit dem Fall von Alfred Dreyfuss, der des Verrats angeklagt worden war, zu befassen, und sein ganzes Leben wird transformiert mit diesem Gedanken, dass Juden einen Staat haben müssen, nicht nur eine Synagoge, sondern einen Staat. Oder, wie Vicki angemerkt hat: Elieser Ben-Jehuda, der sich einer »toten« Sprache annahm und im Wesentlichen einhändig ein Wörterbuch schrieb und sagte: »Ich schreibe ein Wörterbuch, und es wird entstehen.« Und er tat es.

Also, dieses Muster lässt mich annehmen, dass wenn meine Reisen und die Besuche bei kleinen Gemeinden und das Referieren und Lehren dort ein klein wenig Wert und Bedeutung hinsichtlich der Bemühungen vermitteln kann, die die Menschen dort unternehmen, dann kann ich mir keinen besseren Weg denken, meine Zeit zu verbringen. Wenn Gott mir die Fähigkeit gegeben hätte, Krebs zu heilen, würde ich etwas anderes machen, aber ich habe diese Fähigkeit nicht. Das was ich mache, ist wirklich das, wofür ich geeignet bin, und ich bin in der Lage, es für etwas Gutes zu verwenden, das ist ein Privileg.

JR: Dieses lässt ein bisschen an den Tenor ihres Buches erinnern, das ja genau 40 Jahre nach ihrer Ordination zum Rabbiner erschien, wie der Presse zu entnehmen war. Was bietet es dem Leser und der Leserin?

VF: Also, ich denke, es gibt auf beiden Seiten, die Bibel zu betrachten, extreme Positionen. Einige sagen: »Weil sie geschrieben wurde, glaube ich jedes einzelne Wort in ihr und richte mich danach.« Und es gibt andere, die sagen: »Die Welt hätte nicht in sieben Tagen erschaffen werden können, es ist unmöglich, und daher glaube ich nichts davon.«

Das Buch meines Mannes wurde für Menschen geschrieben, die klug genug sind, zu realisieren, das es ein Mittelfeld geben muss. Dass die Welt physikalisch gesehen ganz sicher nicht in sieben Tagen hätte erschaffen werden können. Aber warum wurde die Bibel in dieser Art geschrieben? Und was kann ich aus ihr lernen? Was kann ich ihr entnehmen? Und wie hilft sie mir, ein besseres Leben zu führen?

SF: Ich könnte es nicht besser ausdrücken. – Ich würde sagen, es gibt einen Grund, warum dieses Buch mehr verkauft wurde, mehr gelesen wurde, mehr übersetzt wurde und mehr Auflagen hat, als irgendein anderes Buch in der Geschichte. (...) Doch mit Bezug auf das, was Vicki gesagt hat, denke ich, dass Gottes Wort nicht niedergeschrieben wurde, so wie eine Sekretärin einen diktierten Brief niederschreibt: »Wir müssen einfach glauben und danach handeln.« Doch, es darf selbstverständlich nicht als Albernheit abgetan werden. Und daher ist das, was Vicki als ein Mittelfeld beschreibt, hoffentlich etwas das viele Menschen sozusagen »einfacher verdauen« können. Dies ist ein weiteres Ziel. (...)

Frühstück im Weißen Haus

JR: Ihrem Lebenslauf habe ich entnommen, dass sie zwei Mal mit Präsident Clinton und seiner Gattin Hillary Clinton so-



Rabbiner Fuchs an Simchat Tora 5775 mit seiner Frau in der Jüdischen Gemeinde Kiel e.V. – Synagoge am Schrevenpark. Foto: Maja Werchowskaja

wie Al Gore und Frau im Weißen Haus in Washington gefrühstückt haben und sogar eine Audienz beim Papst hatten. Was waren die Gründe für diese Einladungen? Hatten sie Interesse am Judentum?

SF: Ich denke, sie wählten bestimmte Führungskräfte aus, und ich denke, ich war eingeladen, da ich derzeit zweiter Vorsitzender meiner »homestead« war. Zum Papst wurde ich eingeladen, weil meine damalige Position die des Vorsitzenden des Komitees für interreligiöse Angelegenheiten der Rabbinerkonferenz war.

Und daher denke ich, es war einfach Glück. Albert Gore war Vizepräsident und Senator von Tennessee, wo wir zu der Zeit lebten. Beim ersten Treffen, das er initiiert und für die er für seine Initiative als Senator die Unterstützung der religiösen Gemeinschaften herangezogen hatte, wurde ich gebeten, eine kurze Predigt zum Abschluss des Treffens zu halten. Und so hatte ich diese kleine Verbindung zu ihm. Daher denke ich, habe ich, als sie das Frühstück für religiöse Leiter ausrichteten, das Rennen gemacht. Aber als ich älter wurde, habe ich begriffen, dass alle solche Einladungen – in das Weiße Haus oder zum Papst, sehr nett sind, und ich würde sicherlich nicht »nein« dazu sagen. Aber sie sind nicht der Indikator dafür, ob jemand wichtig ist oder besser als irgendjemand anders. Es ist in vielen Aspekten nur eine Frage des glücklichen Umstands.

JR: Vielen Dank für das Gespräch.

Jubiläen im Norden

Auch die jüdischen Gemeinden im Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Schleswig-Holstein K.d.Ö.R. können mit Recht ein gutes Gefühl haben. Eine derartige religiös-moralische Unterstüt-

zung unterstreicht die unermüdlige Tätigkeit aller in den fünf Gemeinden des Landesverbandes Beteiligten inklusive des von Anfang an mit Erfolg dort tätigen Landesrabbiners Dr. Walter L. Rothschild.

Der Verband feierte im Dezember 2012 sein zehnjähriges Jubiläum, was eine Renaissance jüdischen Lebens in Schleswig-Holstein gleichkommt. Den Gemeinden in Bad Segeberg, Kiel, Elmshorn, Pinneberg und Ahrensburg steht zudem in der Segeberger Synagoge mit dem Gemeindezentrum Mishkan Ha Zafan (Synagoge des Nordens) mit einer eigener Mikwe sowie der Rothschild-Bibliothek zum Lernen und Studieren zur Verfügung.

Die zahlreichen Aktivitäten ließen das jüdische Gemeindeleben im Norden Deutschlands wieder zu neuer Blüte gelangen, aber es ist nach wie vor kein einfacher Weg. Die unermüdlige Arbeit – vor allem auch die im ehrenamtlichen Bereich – der Mitglieder ließ viele Projekte im sozialen und kulturellen Bereich schon Realität werden. So wurde die Jüdische Gemeinde Kiel e.V. – Synagoge am Schrevenpark jüngst für das Engagement ihres Familienzentrums »Kulturpalette« für den Deutschen Bürgerpreis nominiert.

Mit großem Enthusiasmus wurde dieser Weg beschritten, und die Hoffnung liegt auf einer weiterführenden positiven Entwicklung in der Zukunft.

Weiteres unter: www.rabbifuchs.com
Stephen Lewis Fuchs: »What's in It for Me? Finding Ourselves in Biblical Narratives«, BoD Norderstedt 2014, 94 S., 16,80 € , ISBN 978-1-4276-5501-1

Die Anfänge der israelischen Armee (Teil 1)

Von Karl Pfeifer

Bis zum 19. Jahrhundert hatten die Begriffe Juden und Militär nichts gemeinsam. Schon Johann Nestroy machte sich über jüdische Soldaten lustig. »Marsch« befiehlt der Unteroffizier in seinem 1849 uraufgeführten Stück *Judith und Holofernes* einer Gruppe jüdischer Soldaten. Den Soldaten Hosea lässt er fragen »wohin?«. Damit wollte er die den Juden zugeschriebene Disziplinlosigkeit und Feigheit illustrieren. Heute wissen wir, wie wichtig es ist, nicht blindlings hinter einem Führer zu marschieren und die richtigen Fragen noch rechtzeitig zu stellen.

Die Emanzipation der Juden ging eher mit dem nun auch von ihnen zu leistenden Militärdienst. Juden beteiligten sich an den nationalen Befreiungsbewegungen im Europa des 19. Jahrhunderts, die gegen das russische und das österreichisch-ungarische Reich gerichtet waren und später an revolutionären Terrorgruppen. Doch erst Anfang des 20. Jahrhunderts entstand im Zarenreich eine eigene jüdische Selbstwehr gegen die Pogrome.

Der Schriftsteller Josef Chaim Brenner, der 1921 von arabischen Pogromisten nach einer von jüdischen Kommunisten veranstalteten Demonstration in Jaffa ermordet wurde, schrieb 1905 ein Manifest für die Selbstverteidigung und für die Wahrung der »Ehre Israels«. Er lobte die Bereitschaft der jungen Juden nicht zu flüchten, sich nicht zu verstecken, sondern den antisemitischen Mörderbanden Widerstand zu leisten. Und resümierte: »Verflucht, wer sagt: Versteck.« Die ersten rein jüdischen Kampfeinheiten waren Teil des britischen Militärs gegen Ende des Ersten Weltkriegs. Erst deren Entlassung führte zur Gründung der Hagana, der militärischen Selbstverteidigung des Jischuv, wie die jüdische Gemeinschaft vor der Staatsgründung genannt wurde, die zuerst Sache der linken Partei Achdut Haavoda, später der Gewerkschaftsbewegung Histadrut wurde. In der Hagana wurden ehemalige Soldaten und Offiziere aktiv, die früher in europäischen Armeen,

aber auch beim österreichischen Schutzbund, der französischen Fremdenlegion oder im spanischen Bürgerkrieg gedient hatten.

Hagana

Es war eine sehr gemischte Miliz, schlecht ausgerüstet und nur auf Verteidigung vorbereitet, dem damaligen Prinzip der zionistischen Führung, der Havlaga (der Zurückhaltung) folgend. Das änderte sich während des arabischen Aufstands 1936–1939 unter dem Einfluss des britischen Offiziers Charles Ord Wingate, der eine gemeinsam operierende britisch-jüdische Einheit schuf, um die Aufständischen zu bekämpfen. Er bildete Moshe Dayan und Jigal Alon aus, die einen entscheidenden Anteil an der Schaffung von Zahal hatten. Die Hagana definierte sich als die Armee des zu entstehenden jüdischen Staates unter dem Befehl der politischen Führung. Ihr gehörten Juden aus allen Schichten an. Nur ganz wenige waren hauptberuflich bei der Hagana, die meisten waren Zivilisten. Doch das genügte nicht, man brauchte eine kleine Einheit, die im Fall einer Notlage militärisch eingreifen konnte. Der hauptsächliche Grund war die politische und militärische Lage im Frühjahr 1941. Die deutschen und italienischen Truppen standen an der Grenze zu Ägypten. Es bestand die Gefahr, dass sie bis Palästina kommen. Die zionistische Führung befürchtete, dass die Briten sich aus Ägypten zurückziehen und die Ägypter sich auf die Seite der Achsenmächte schlagen würden.

Palmach

Daher wurde am 19. Mai 1941 Palmach (Plugot Machatz, Stoßtruppen) als Spezialeinheit der Hagana gegründet. Er umfasste zu Beginn neun Regimenter. Die Briten waren zu diesem Zeitpunkt bereit, Mitglieder der Hagana auszubilden, zu bewaffnen und die dafür notwendigen Mittel bereit zu stellen. Es gab auch mehrere gemeinsame Aktionen der britischen Streitkräfte und der Hagana in Syrien gegen die Vichytruppen. Bei einer dieser

Aktionen verlor Moshe Dayan sein Auge.

Der ideologische Streit innerhalb der zionistischen Arbeiterbewegung über das Verhältnis zu den arabischen Nachbarn und der britischen Mandatsmacht ging während dieser Zeit heftig weiter. Auf der einen Seite David Ben Gurion und dessen Partei Mapai, die den jüdischen Staat wollten, auf der anderen Seite Mapam, die für einen binationalen Staat eintrat und sich Illusionen über die Sowjetunion machte. Doch dies störte die Aktivitäten der Hagana nicht. Ihre Mitglieder, die in den britischen Militärlagern arbeiteten, bemühten sich, so viele Waffen und so viel militärische Ausrüstung wie möglich zu organisieren. Nachdem keine Gefahr einer deutschen Invasion in Palästina mehr drohte, stellten sich die Briten wieder verstärkt gegen eine Aufrüstung der Hagana. Gleichzeitig wuchs im Jischuv (die jüdische Gemeinschaft, d. Red.) die Wut und Enttäuschung über die mangelnde Bereitschaft der Briten und Amerikaner, den bedrohten europäischen Juden zu helfen. Die verzweifelten jüdischen Appelle erreichten keine Betroffenheit, sondern stießen bei den zuständigen Behörden auf Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung. Eine Notiz des hohen Beamten Armine Dew im britischen Außenministerium vom 1. September 1944 verdeutlicht dies: »Meiner Meinung nach vergeudet dieses Büro einen unverhältnismäßig großen Teil seiner Zeit damit, dass es sich mit den jammernden Juden beschäftigt.«

Ezel und Lechi

Diese weit verbreitete Einstellung der britischen Administration machte es für die gemäßigten Kräfte des Jischuv schwierig, die gewaltlose Politik gegenüber der Mandatsmacht fortzusetzen. Mehrmals wurde die Führung des Jischuv mit dem Problem der Porschim, der Abtrünnigen, der beiden anderen Untergrundorganisationen Ezel und Lechi, konfrontiert, die das Aufbauwerk in Gefahr brachten. Deswegen ging sie gegen diese vor, wobei es dabei auch zu einer Zusammenarbeit zwischen der Hagana und den Briten kam. Ezel hatte Anfang 1944 einen Aufstand gegen die Briten erklärt, zu einer Zeit, als noch Hoffnung bestand, dass die Briten nach dem Krieg ihre Politik gegenüber dem Jischuv ändern würden und damit die Autorität der gewählten Führung untergraben. Die Ezel-Führung unter Menachem Begin weigerte sich demonstrativ, die Terroraktionen gegen die Briten einzustellen. Deswegen wurden die gefassten Ezel-Mitglieder den Briten ausgeliefert. Diese Aktion schadete allerdings der Hagana, denn die Ezel-Mitglieder wurden von ihren Sympathisanten als durch ihre Brüder verfolgt angesehen, die man an die fremden Besatzer auslieferte.

Am 6. November 1944 ermordeten in Kairo zwei Lechi-Mitglieder Lord Moyne, den britischen Repräsentanten im Nahen Osten. Obwohl diesem im Jischuv vorgeworfen wurde, auf den Vorschlag der Nazis, die Alliierten sollten eine Million Juden mit der Zusendung von Lastautos freikaufen, geantwortet zu



Karl Pfeifer

haben, »was soll ich mit einer Million Juden anfangen?«, war die jüdische Öffentlichkeit schockiert, denn damit war eine rote Linie überschritten.

Das Logo von Ezel hatte ein Gewehr mit Bajonett über der Karte des Landes Israel, inklusive Transjordanien sowie dem Slogan »nur so«. Die Palmach Offiziere betonten hingegen, dass Sozialisten vor allem am Aufbau, an der Besiedlung und an Einwanderung interessiert seien und nur dann zu den Waffen greifen würden, wenn man angegriffen wird. Dem »nur so« wurde von Palmach das »auch so« entgegengestellt. Die Sowjetunion wurde nicht so kritisch betrachtet wie die westlichen Alliierten und der dort weit verbreitete Antisemitismus nicht als strukturell erkannt, obwohl gerade damals der Bericht des jüdischen Partisanenführers Aba Kovner verbreitet wurde, der in den Wäldern Weißrusslands und Russlands eine jüdische Einheit führte, die im Rahmen der sowjetischen Partisanenbewegung gegen die deutschen Besatzer kämpfte. Es gab auch Partisanen, die den Juden die Waffen wegnahmen und jüdische Partisaninnen vergewaltigten. Doch das stand natürlich nicht in der seit Juli 1943 vom Schomer Hazair herausgegebenen Tageszeitung *Al Hamishmar*, wo die wunderbare »Welt des Morgens« propagiert wurde. Über dem Titel der Zeitung stand das Motto: »Zum Zionismus, Sozialismus und zur Brüderlichkeit der Völker«. Die Brüderlichkeit der Völker wollte der Schomer Hazair in einem binationalen Staat mit den Arabern verwirklichen.

Ben-Gurion und ein jüdischer Staat!

Doch die meisten Juden des Jischuv wollten schon damals einen jüdischen Staat, wie es Ben Gurion im Hotel Biltmore in den USA im Frühjahr 1942 neben der Zurücknahme des Weißbuches gefordert hatte. Einen gravierenden Fehler machten diejenigen Zionisten, die meinten, die Araber würden sich mit einer modernen jüdischen Gesellschaft abfinden, weil diese auch ihnen materiellen Fortschritt bringt. Die arabische Elite in Palästina hetzte jedoch am Tag gegen Araber, die ihr Land an Juden verkauften, um in der Nacht genau dies zu tun: »Der deutsche Konsul [derschon der Weimarer Republik diente] beispielsweise machte kein Hehl aus seiner Verachtung für die arabischen



Palmach Museum in Jerusalem

Foto: Ori~, Wikimedia

Nationalisten, die, wie er es ausdrückte, bei Tag gegen die jüdische Einwanderung wetterten und im Dunkel der Nacht ihr Land an Juden verkauften.« Das Wohlergehen der arabischen Massen interessierte sie überhaupt nicht. Und immer wieder machte diese Elite klar: Sie wollten keine Koexistenz mit Juden, die nur als Dhimmi, als zweitrangige Menschen, in der muslimischen Gesellschaft akzeptiert wurden. Es war offensichtlich, dass Deutschland den Krieg verlieren würde. Doch die Freude darüber wurde überschattet vom Gefühl der Wut darüber, dass die von den Briten 1939 beschlossenen Restriktionen auch jetzt, wo schon bekannt war, dass Millionen Juden ermordet worden waren, nicht aufgehoben wurden. Man hoffte natürlich auf die Versprechungen der britischen Labourpartei, die in ihrem Wahlprogramm 1944 sogar den Transfer der Araber aus Palästina vorschlug. Am 7. Mai 1944 berichtete der spätere israelische Außenminister Moshe Sharett im Vorstand der Jewish Agency über eine Diskussion, die er in London mit dem wichtigen Labourabgeordneten und späteren Friedensnobelpreisträger Philip Noel-Baker führte, der meinte, eine Labour Regierung würde 100 Millionen Pfund dafür geben, um die Araber aus Palästina anderswo anzusiedeln.

Ethnische Transfers

Es war die Zeit, als auch die britischen Sozialdemokraten der Meinung waren, die Probleme im Nachkriegseuropa und in der Welt könnten durch den Transfer von Millionen Menschen erleichtert werden. Damals war es noch keine ethnische Säuberung, wenn Millionen von Polen, die von Deutschland überfallen worden waren, ihre Heimat in Ostpolen – welches von der Sowjetunion annektiert wurde – verlassen mussten, um in Westpolen, aus dem man die Deutschen vertrieb, angesiedelt zu werden. Die Idee des Transfers wurde auch während der Jahre 1947/48 auf der indischen Halbinsel realisiert, als fast zwanzig Millionen Hindus und Moslems gezwungen wurden ihre Heimat zu verlassen und dabei auch fast eine Million Menschen ihr Leben verloren. Man sah monoethnische Staaten oder Gebiete als Garant für weniger bewaffnete Konflikte.

Noel-Baker fragte Sharett, ob die Araber mit einer Umsiedlung einverstanden wären. Dieser antwortete, dass der Transfer der Grundstein der letzten Stufe einer



Moshe Dayan und Willy Brandt während dem ersten Besuch eines Bundeskanzlers der BRD in Israel, 12. Juni 1973.



David Ben-Gurion (links) auf einem zionistischen Treffen in Vilnius, Litauen, 1933

politischen Entwicklung sein könnte, aber niemals ein Ausgangspunkt: »Denn wenn der Transfer zum Ausgangspunkt gemacht wird, dann mobilisiert man gewaltige Kräfte gegen diese Idee und bringt sie schon vorher zum Scheitern. Man sollte fordern, das Land Israel soll zu einem jüdischen Staat werden. Dieses Land hat eine riesige Aufnahmekapazität inklusive der existierenden arabischen Bevölkerung.«

Nach der deutschen Kapitulation gab es unter den Displaced Persons (DP) 200.000 Juden. Sie hatten Zwangsarbeits-, Konzentrationslager und Todesmärsche überlebt. Die meisten jüdischen

DPs waren in überfüllten, früheren Arbeits- oder Konzentrationslagern untergebracht, in der britischen Zone war es das KZ Bergen-Belsen. Sie wurden bewacht und waren zum Teil einer demütigenden Behandlung, zeitweise auch antisemitischen Angriffen ausgesetzt.

Scheerit Haplita (der überlebende Rest)

Gleich nach der Befreiung organisierten sich die Überlebenden unter dem hebräischen Namen Scheerit Haplita (der überlebende Rest). Sie einte ein großes Ziel, eine Heimat zu finden, in der sie nicht mehr verfolgt würden. Die meisten dieser

jüdischen Überlebenden waren alleinstehende Menschen, die ihre Familien verloren hatten. Die britische Regierung aber weigerte sich anzuerkennen, dass Juden oft unter schwierigeren Bedingungen lebten als andere DPs. Heute kann man oft lesen, dass »die Zionisten« diese »armen Leute«, die angeblich gar nicht nach Erez Israel wollten, quasi eingefangen und mithilfe von Propaganda ins Land gelockt hätten. Das Gegenteil war der Fall. Gerade die Überlebenden übten einen enormen Druck aus. Sie wollten ein eigenes Land. Ihre Erfahrungen mit den Ländern und Völkern, aus denen sie mit knapper Not entkamen, waren katastrophal. Zurückkehren in Länder – wo es wie in Ungarn, Polen und der Slowakei auch noch nach der Befreiung Pogrome gab – konnten und wollten die meisten nicht. In den ersten 18 Monaten nach der Befreiung durch die Alliierten wurden in diesen Ländern nämlich mehr Juden ermordet als in den zehn Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. Allein in Polen wird diese Zahl auf 1100 bis 2000 geschätzt. Die britische Labourpartei änderte als Regierungspartei scharf ihren Kurs und befürwortete nun die Rückkehr der Juden in die Länder, wo sie verfolgt und ermordet wurden. In seinem bereits 1947 veröffentlichten Buch *Palestine Mission/A Personal Record* berichtete der britische Parlamentsabgeordnete Richard Crossman über die negative Reaktion österreichischer Politiker und Kirchenmänner auf die Frage, ob die Errichtung einer jüdischen Gemeinde in Österreich möglich wäre, aber auch über den Wunsch dieser Flüchtlinge, nach Erez Israel zu gelangen. Crossman schätzte, dass 70% der jüdischen DPs in Österreich nach Palästina auswandern wollten. Am 12. Juni 1946 wies der britische Ministerpräsident Clement Attlee in einer Rede vor dem Parteitag der Labourpartei in Brighton den Wunsch des Präsidenten Truman, sofort Hunderttausend Juden nach Palästina einwandern zu lassen, mit der Begründung zurück, er müsste dann eine weitere Division britischer Truppen dorthin schicken, um den Frieden zu sichern. Er zürnte den Amerikanern: »Ich hoffe, man wird mich nicht missverstehen in Amerika, wenn ich sage, dass dies aus den reinsten Motiven geschieht. Sie wünschen ja auch nicht zu viele Juden in New York.« Das war nicht die letzte Taktlosigkeit eines Labourpolitikers.

Muslime für Israel (Teil 2)

Von Thomas Weidauer

Während einerseits der IS bei dem Versuch, seine barbarische Interpretation des Islam zu verbreiten, weiterhin zahlreiche Menschen um ihre Habe oder gleich um ihr Leben bringt und ihm dafür zahllose Überschriften gewidmet werden und Talkshows, in denen sich die geladenen Experten gegenseitig wortreich bestätigen, dass sie doch reichlich ratlos sind, gibt es andererseits Muslime, die Aufmerksamkeit und Unterstützung verdient hätten, oft aber kaum wahrgenommen werden.

Vielleicht liegt das daran, dass sie zu Israel ein entspannteres Verhältnis pflegen als manch andere, die bei jeder Gelegenheit betonen, dass ihre notorische Kritik

doch nur Ausweis einer ganz besonders engen freundschaftlichen Verbundenheit zum jüdischen Staat sei. Erklären letztere Juden, die außerhalb der sogenannten »Grenzen von 1967« als ganz normale Nachbarn leben und alt werden wollen, zu »Friedenshindernissen«, unterstützt exemplarisch etwa Abdul Hadi Palazzi die jüdische Gemeinde in Hebron ganz ausdrücklich.

Abdul Hadi Palazzi

Der Imam und Vorsitzende der muslimischen Vereinigung Italien schätzt, wie Die Zeit im Januar vor drei Jahren tadelte, »den von den Vereinten Nationen verurteilten jüdischen Siedlungsbau im besetzten Palästina. – Und zwar aus einem ganz einfachen Grund. Weil er nämlich, sagt

er, Muslim ist.« Und Muslime seien, so Massimo Palazzi, wie er bürgerlich heißt, bei einem Besuch in Hebron 2009 unter Berufung auf den Koran, verpflichtet, die Juden dabei zu unterstützen, selbstbestimmt in dem Land zu leben, das ihnen Gott zugesprochen habe.

»O mein Volk, tretet in das geheiligte Land ein, das Allah für euch bestimmt hat, und kehrt nicht den Rücken, denn dann werdet ihr als Verlierer zurückkehren«, heiße es schließlich in Sure 5.21. Es sei daher falsch, sich auf den »Islam zu berufen, um Araber davon abzuhalten, die jüdische Souveränität über Israel anzuerkennen«.

Für die falsche wie folgenreiche Auslegung des Koran macht Abdul Hadi Palazzi vor allem Haj Amin el-Husseini ver-

antwortlich, den ehemaligen Großmufti von Jerusalem, der als wahrhaft glühender Antisemit seit 1933 das Bündnis mit den Nationalsozialisten suchte und sie als deren Gast bis Kriegsende mit zahlreichen Propagandareden unterstützte, in denen er auch zum Genozid an den Juden im Mandatsgebiet aufrief.

»Husseini hetzte nicht nur die Araber gegen Juden auf, er rief auch zu Gewalt gegen Araber auf und zum Mord an denen, die verstanden, dass die Kooperation zwischen Arabern und Juden eine kostbare Gelegenheit war, die Entwicklung des Landes Israels zu fördern.«

Für Ansichten wie diese wird Abdul Hadi Palazzi von der ZEIT bescheinigt, sich von »einem moderaten Philosophen

→ Fortsetzung auf Seite 18

← Fortsetzung von Seite 17

im Kampf gegen Extremisten« in einen »Radikalen« verwandelt zu haben, der einen »Feldzug gegen die Mehrheit der Muslime und für eine rechte israelische Politik« führe, was über *DIE ZEIT* und ihre Vorstellung vom Islam vermutlich mehr aussagt als über den Glauben. Andere Autoren betonen unterdessen, der »zionistische Imam« stehe auf keiner Abschlusliste von Islamisten.

Mohammed Mostafa Kamal

Mohammed Mostafa Kamal ist ein aus Bangladesh stammender muslimischer Journalist, der heute in Großbritannien lebt und freiberuflich für verschiedene Medien tätig ist. Auch er fragt sich, weshalb die »muslimische Welt« Israel feindlich gesonnen ist. Osttimor und dessen Bewohner seien, beobachtet er, nicht dafür sanktioniert worden, dass sie sich vom mehrheitlich muslimischen Indonesien losgesagt und seit 2002 einen unabhängigen Staat hätten. Und auch der christliche Süden Sudans habe sich 2011 vom mehrheitlich muslimischen Sudan trennen können, ohne dafür auf jene Feindseligkeit zu stoßen, wie sie Israel seit seiner Unabhängigkeitserklärung 1948 aus den muslimischen Staaten entgegenschleuge. Vernünftig begründbar sei diese Ungleichbehandlung des jüdischen Staates nicht, wie Mohammed Mostafa Kamal im Dezember 2012 in einem Beitrag für die *Jerusalem Post* schreibt.

»Der einzige Schluss, der aus dem Verhalten der muslimischen Welt gegenüber Israel zu ziehen ist, ist der, dass es völlig unlogisch, unfair und ungerecht ist. (...) Gegen Israel gerichtete Aktivitäten haben der muslimischen Welt nichts gebracht als Spannungen, Konflikte und wirtschaftliche Schwierigkeiten, die sie im Status von Dritte-Welt-Ländern verharren ließen.«

Israel sei weder kolonialistisch noch auf Expansion aus, was die beständige Aufgabe seit seiner Gründung eroberte Gebiete belege. Seit dem Abschluss von Friedensverträgen mit Ägypten und Jordanien herrschte zudem zwischen ihnen und Israel tatsächlich Frieden. Gefährdet werde der durch Organisationen wie His-

bollah und Hamas. Und gegen sie müssten sich daher alle Anstrengungen der »muslimischen Welt« richten.

»Nur gemeinsame Bemühungen der islamischen Staaten können den aggressiven und gegen jeden Frieden gerichteten Kurs von Hamas, Hisbollah und des Iran ändern und einen wirklichen Frieden erreichen. Wenn sie einen Frieden nicht annehmen wollen, muss der Rest der muslimischen Welt sie boykottieren. Das wäre gerecht.

Auf der Basis unterschiedlicher, verzerrender und falscher Darstellungen von Geschichte und Religion anders zu handeln, komme einer Entweihung des Islam gleich und würde Schuld auf alle Muslime laden. Die ganze muslimische Welt muss sich fortentwickeln und beweisen – und daran festhalten –, dass der Islam an Frieden und Gerechtigkeit glaubt. Sobald diese Entwicklung beginnt, wird sich die Welt verbessern.«

Ed Husain

Erkennt Mohammed Mostafa Kamal, dass die Hamas nicht Teil einer Lösung sein kann, sondern Teil des Problems ist, vertritt Ed Husain die Ansicht, dass die islamistische Terrororganisation über Führer und einen »zivilen Flügel« verfüge, mit dem Gespräche und Kompromisse im Sinn einer Zwei-Staaten-Lösung möglich seien. Galt er als ein muslimischer Freund Israels, muss diese Einschätzung mittlerweile allerdings hinterfragt werden. 1974 in der britischen Hauptstadt London geboren, kam Ed Husain dort als Jugendlicher in der berühmten East London Mosque in Berührung mit islamistischen Extremisten und schloss sich der Hizb ut-Tahrir an, einer weltweit aktiven pan-islamischen Gruppierung, die die Errichtung eines Kalifats propagiert und Israel als »illegale Entität« bekämpft.

Nach fünf Jahren Mitgliedschaft in der islamistischen Organisation mit Verbindungen zur Muslimbruderschaft (Ikhwan) gelang Ed Husain der Ausstieg und eine Abkehr von deren Grundsätzen. In seinem bisher nicht ins Deutsche übersetzten Buch *The Islamist: Why I became an Islamic Fundamentalist* setzt er sich

ausführlich und kritisch mit diesem Lebensabschnitt auseinander. Anschaulich beschreibt er, wie umfassend die Indoktrination durch die Islamisten war und wie schwer es fiel, deren Welt- und Menschenbild zu überwinden:

»Meine Gedanken waren in Aufruhr. Ich war noch immer »intellektuell überzeugt« (um den Begriff der Hizb ut-Tahrir zu benutzen) davon, dass Unterdrückung und Unterwerfung der Muslime beendet werden müssten, doch ich konnte nicht länger Gewalt als Mittel dazu akzeptieren. Ich wusste, dass die Ideen der Organisation darauf zielten, Widerspruch mit Gewalt entgegenzutreten, zu unterdrücken und in der letzten Konsequenz zu vernichten. In meinem Herzen fühlte ich zugleich, dass meine Zeit mit dem Islamismus mich und die Beziehungen zu meinen Freunden, meiner Familie und speziell meinen Eltern ruiniert hatte. Es war überfällig, aufzustehen und wieder selbst zu denken.«

Als Adjunct Senior Fellow for Middle Eastern Studies des amerikanischen Council on Foreign Relations widmet Ed Husain sich heute als Experte der publizistischen Bekämpfung des Islamismus und der Entwicklung von Strategien zu seiner Zurückdrängung in den arabischen Gesellschaften. Ob das allerdings tatsächlich immer oder auch nur im konkreten Fall so gelingen kann, wie er das mit Blick auf die Hamas in Gaza in einem Interview mit dem Sender CNN Anfang August vorschlug? »Frieden ist nicht ohne die Hamas möglich, und die Hamas ist nicht nur einfach eine terroristische Organisation. Ihr politischer Arm, ihre Führung inner- und außerhalb von Gaza sind trotz der Spannungen bereit zu indirekten Gesprächen mit Israel. Wie Briten und Amerikaner Frieden in Nordirland erreichten, indem sie durch Kontakte mit der Sinn Fein, dem politischen Arm der IRA, auf die Terroristen zugehen, müssen wir die Hamas durch politische Anstrengungen zähmen, nicht durch die gescheiterte Strategie kriegerischer Gewalt.«

Möglicherweise ist Ed Husains Flirt mit westlichen Werten und Israel mittlerweile wieder vorbei. Hält er die Hamas zumin-

dest in Teilen für verhandlungsbereit und damit geschäftswürdig, kommentierte er Mitte Oktober die in Kairo veranstaltete »Wiederaufbaukonferenz« für Gaza via Twitter mit den Worten: »Die USA versprechen 212 Millionen Dollar für Gaza, während sie für Israels Angriff Milliarden an Militärhilfe geben.«

Ed Husain passt damit vielleicht ganz gut in eine Zeit, in der die Gegner westlicher Werte (und somit auch Israels) sich leider mehr und mehr durchzusetzen scheinen. So musste Mohammad Zoabi (vgl. JR Nr. 4) Israel verlassen, nachdem er sich in mehreren Videos und Facebook-Nachrichten zum jüdischen Staat bekannt und gegen arabisch-islamistischen Terrorismus ausgesprochen hatte. Zu zahlreich und bedrohlich waren die negativen Reaktionen der muslimischen Community in der jüdischen Demokratie.

Der IS treibt weiter Tausende in die Flucht, so sie flüchten können; an der Grenze zwischen der Türkei und Syrien schauen (zum Zeitpunkt des Schreibens dieser Zeilen) türkische Truppen dabei zu, wie die Islamisten eine Stadt zerstören, um sie unter ihre Kontrolle zu bringen, während die USA und einige andere Staaten immerhin versuchen, den Schein zu wahren und den gegen den IS kämpfenden Kurden zurückhaltende Unterstützung gewähren. »Boots on the ground« indes werden ausgeschlossen.

Die Hamas konnte einen Krieg gegen Israel anzetteln und wird, kaum dass sie ihren »Sieg« verkündet hat, mit Milliarden und Regierungsbeteiligung belohnt – ihre Waffen darf sie behalten, ihre Entwaffnung steht nicht auf der Agenda. Das Unrechtsregime der Mullahs in Teheran steigt derweil zu einer anerkannten Regionalmacht auf, der wohl bald der Besitz von Kernwaffen erlaubt werden wird. Aussichten auf Frieden schwinden.

Thomas Weidauer ist Blogger und Vorsitzender des Vereins für Gesellschaftskritik und Antisemitismusforschung e.V.

Das jüdische Volk verteidigen

Eine Filmbesprechung

Von Anat Varon

Body and Soul: The State of the Jewish Nation
Ein Film von Gloria Greenfield

Der Film *Body and Soul: The State of the Jewish Nation* (Körper und Seele: Der Zustand der Jüdischen Nation) ist ein neuer Dokumentarfilm der amerikanischen Filmemacherin Gloria Z. Greenfield. Der Film hatte am 20. Oktober 2014 in Jerusalem im Menachem Begin Heritage Center seine Weltpremiere. Das war ein sehr passender Ort für diese Premiere, da der Film sich mit der historischen Beziehung des jüdischen Volkes und dem Land Israel befasst, besonders mit Jerusalem als Zentrum dieser Beziehung. Die Vorstellung war ausverkauft und die Zuschauer warteten gespannt auf den Film. Die Filme-

macherin Gloria Greenfield ist bereits für andere Dokumentarfilme bekannt, wie *The Case for Israel* und *Unmasked Judeophobia*, die alle von ihrer eigenen Firma *DocEmet Productions (Truth in Film)* produziert wurden. Der neue Film wurde auf der Jerusalemer Premiere vom Direktor des Programms für Erziehung und Information des Centers, Yisrael Medad, vorgestellt. Er unterstrich die Bedeutung von *Body and Soul* als eine Art pädagogisches Werkzeug, nicht nur für ein nicht-israelisches Publikum, wie man annehmen könnten, vielmehr auch für die Israeli selbst.

Er sagte: »Israels Legitimität und Souveränität ist nicht nur von außen, sondern auch von innen gefährdet.« Also ist das Ziel des Filmes, laut Medad, »israelische Politiker« wie auch andere Gruppen innerhalb und außerhalb Israels »zu bilden«. Nach dieser Einführung kam die

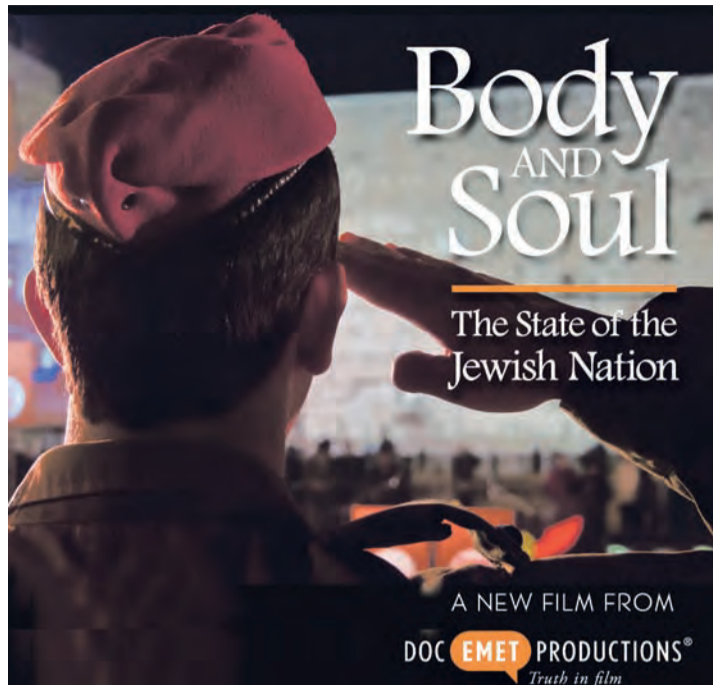
Produzentin Greenfield auf die Bühne und erläuterte dem Publikum ihre Motivation diesen Film zu drehen. Es geht ihr darum, gegen die antijüdische und antizionistische Propaganda zu argumentieren, wörtlich sagte sie: »Jüdin zu sein bedeutet für mich eine Verantwortung für das gesamte jüdische Volk zu haben.« In einer Gesprächsrunde im Anschluss an den Film sagte einer der Protagonisten des Films, Prof. Robert Wistrich von der Hebräischen Universität, dass »die Leugnung der historischen Beziehung der Juden zum Land Israel viel älter ist als man denken würde, sie geht zurück bis in die Zeit der Bibel ...«.

Der 65-minütige Film ist als audiovisuelles Fotoalbum aufgebaut, das sich langsam aufblättert. In jedem Abschnitt werden bekannte Wissenschaftler oder Experten eingeführt, die in einer klaren und überzeugenden Art und Weise die



Anat Varon, Foto: Yair Shapiro

Beziehung der Juden zu Israel in ihrer historischen Kontinuität zeigen. Eine der Stärken des Films liegt im harmonischen Wechsel unterschiedlicher Sprecher, die sich gegenseitig ohne Unterbrechungen ergänzen und Kommentare der jeweili-



gen Vorredner unterstreichen oder fortführen. Ohne Zweifel ist der erste Teil des Films der faszinierendste. Dabei geht es um die antike Zeit, grob ausgedrückt von der Eisenzeit bis zum Ende der Periode des Zweiten Tempels. So erläutert zum Beispiel Prof. Aren Maeir von der Bar-Ilan Universität, dass »mit den Mitteln von Namen, Kulturen und Traditionen« die »Zeitperioden vom Ersten Tempel, seiner Zerstörung und dem Zweiten Tempel« verbunden sind. Prof. Israel Finkelstein, ein Archäologe, unterstreicht sogar, dass

sen ganzen 3000 Jahren, (...) in der Juden nicht in Zion gelebt haben«.

Der Film zeigt eine Vielzahl von historischen Dokumenten, archäologischen Fundstücken, historischen Texten, Karten, Zeitungen und anderes relevante Material. Allerdings ist es mitunter schwierig den Text solcher Quellen zu lesen, da die Sequenzen zu schnell wechseln. Die Kombination historischer Quellen in Verbindung mit wissenschaftlicher Analyse unterstreicht die Seriosität der Quellen. Am Ende des historischen Teils

man noch heute in Jerusalem diese »beeindruckende Box sehen kann, die von Herodes dem Großen im ersten Jahrhundert gebaut wurde, die die Grundlage bot für den Bau des Zweiten Tempels«. Wistrich resümiert, dass es selbst nach der Zerstörung des Zweiten Tempels durch die Römer und die Ausweisung der Juden von Jerusalem, »keine einzige Periode gab, in die-

des Films, der von der Eisenzeit bis ins 20. Jahrhundert reicht, zeichnet der Film eine eindeutige und sehr spezielle Beziehung der Juden zu Israel als Teil ihres spirituell-religiösen Gedächtnisses über die Jahrhunderte hinweg bis hin zum Aufkommen der modernen Nationalbewegungen und des Zionismus. Wistrich sagt im Film, Herzl habe verstanden, »dass für die Mobilisierung der Juden in unterschiedlichen Ländern die Alternativen [für einen jüdischen Staat, d. Red.] keine historisch-spirituelle oder religiöse und kulturelle Bedeutung für die Juden hatten und sie somit nicht motiviert waren, dort ein neues Leben zu beginnen. (...) Zion hingegen bedeutete etwas!« Prof. Anita Shapira von der Universität Tel Aviv fügt hinzu: »Die Bibel wurde als sehr bedeutsame, womöglich die Hauptquelle für das nationale Bewusstsein zwischen dem Volk und dem Land (...) Die Juden sahen eine Verbindung zwischen dem Volk, dem Buch und dem Land.«

Der Rest des Films basiert auf den historischen Informationen, die man bis dahin erhalten hat, um die antizionistischen Mythen zurückzuweisen, indem man die historischen Wurzeln der Juden im Land zeigt. Damit wendet er sich zum Beispiel gegen die aktuelle palästinensische Propaganda und ihren Versuch, jede Beziehung zwischen Juden und dem Land Israel auszulöschen. Aber glücklicherweise sind die letzten Worte, die wir im Film

hören von der Harvard Professorin für Jiddisch und Vergleichende Literaturwissenschaft, Ruth Wisse, die darauf insistiert, dass wir unser eigenes historisches Narrativ betonen sollen.

In einem Gespräch nach der Filmvorführung sagte Prof. Wistrich der *Jüdischen Rundschau*, dass die größte Bedeutung dieses Films darin liegt, dass er gerade jetzt produziert wurde, in einer Zeit wo das palästinensische Narrativ und die antizionistischen Mythen die Oberhand zu gewinnen scheinen. »Der Film«, wo Wistrich, »betont die historische Kontinuität der jüdischen Präsenz im Land Israel über eine Zeitspanne von ungefähr 3000 Jahren.«

Anat Varon wurde 1977 in Jerusalem geboren. Sie ist Doktorandin am historischen Institut der Hebräischen Universität Jerusalem. Sie promoviert zum Thema *Dreimal Werfel, Dreimal Österreich: Franz Werfel und die Suche nach Identität in der ersten österreichischen Republik*. 2007 machte sie ihren Magister an der Hebräischen Universität. Sie ist auf österreichisch-jüdische Geschichte und Literatur der »Zwischenkriegszeit« spezialisiert. Sie ist aktives Mitglied des österreichischen Filmforums an der Hebräischen Universität, wo sie über historische österreichische Filme referiert.

HEIMATKUNDE. Westfälische Juden und ihre Nachbarn. Eine Ausstellung im Jüdischen Museum in Dorsten

Das Projekt widmet sich ausgewählten Phasen und Erfahrungen des Zusammenlebens von Juden und Nichtjuden in Westfalen. Wir knüpfen dabei an die verbreitete Vermutung an, dass Juden ein besonderes Verhältnis zu ihrer Heimat haben, und zeigen an geschichtlichen Spuren, in erster Linie aus dem 19. und 20. Jahrhundert, vor welchem Hintergrund es zu dieser Wahrnehmung gekommen ist. Dabei werden Stationen und Bedingungen der Sesshaftwerdung und des Erwerbs von Bürgerrechten durch Juden in unserer Region sichtbar gemacht ebenso wie die verschiedenen jüdischen Wege der Integration und die sich wandelnden Identitätswürfe in diesen Prozessen.

Ab wann kann überhaupt von Bürgerrechten und gesicherter Sesshaftigkeit der Juden in unserem Raum die Rede sein, unter welchen Bedingungen wurden sie erreicht bzw. erkämpft? Welchen Gebrauch machten jüdische Bürger, Kaufleute, Intellektuelle von ihren Mitgestaltungsrechten in Städten und Regionen Westfalens? Und welche Entwicklungen führten zur Aberkennung dieser Rechtspositionen? Wie reagierten westfälische Juden auf diesen Rückfall der 1930er Jahre sowie das Exil und wie blicken Juden heute auf die Heimat Westfalens?

Jüdisches Engagement in Städten und

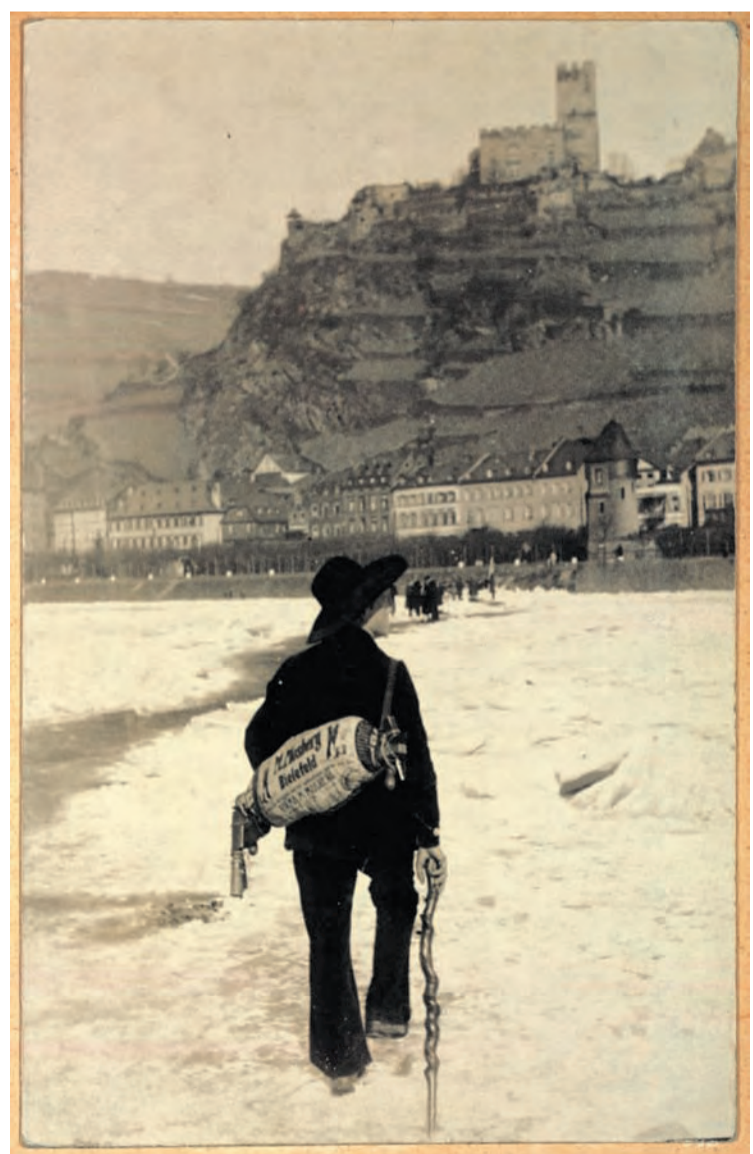
Gemeinden, die jüdische Beteiligung an der Herausbildung regionaler Identitäten und Kulturzeugnisse werden an Beispielen vorgestellt – es geht somit um Schlachter, Kaufleute, Dichter, Soldaten, Wandergesellen, Sammler, Flüchtlinge, Rennfahrer, Schützenkönige, um Geleitbriefe, Erinnerungsstücke und vieles mehr.

So rücken wir die nachbarschaftliche Nähe als Chance und Gefährdung der jüdischen Minderheit ebenso in den Blick wie den Umgang mit Heimatverlust und mehrfacher Heimat. Unsere Themenstationen sind mit den Stichworten »Heimatrecht – Heimatliebe – Heimatverlust – Heimweh – Mehrere Heimaten« zu umschreiben.

Die Ausstellung, im Layout des Köln-Darmstädter Designer-Büros KatzKaiser, wartet mit vielen ungewöhnlichen Exponaten auf.

Die Sonderausstellung ist bis Mai 2015 im Jüdischen Museum Westfalen in der Julius-Ambrunn-Straße 1 in Dorsten zu sehen.

Öffnungszeiten Di.–Fr. 10–17h, Sa., So. 14–17h. Auf Anfrage werden Führungen angeboten. Es finden mehrere Begleitveranstaltungen statt, ein Lese- und ein Hörbuch sind erschienen. Weitere Informationen finden Sie auf der Website www.jmw-dorsten.de



Zimmermann mit Bündel der Firma M. Mosberg aus Bielefeld
Foto: Jüdisches Museum Berlin

Taqfir und Islamischer Staat

Kobanê hat bislang stand gehalten, im Irak sind die Jihadisten auf dem Vormarsch

Von Thomas Schmidinger

Fast sieht es so aus, als hätten der Wagemut und die Opferbereitschaft der Kämpferinnen und Kämpfer der kurdischen Volksverteidigungskräfte YPG und die präzisen Luftangriffe der US-Luftwaffe doch in allerletzter Minute das Schicksal von Kobanê gewendet. Die kurdische Stadt in Nordsyrien, in deren Straßen schon über eine Woche lang eine verzweifelte Abwehrschlacht gegen die Milizen des selbsternannten »Islamischen Staates« geführt wurde, konnte am 17. und 18. Oktober wieder den Angreifern entzogen werden.

Die Gefahr für den kleinsten der drei de-facto autonomen kurdischen Kantone in Nordsyrien, aus denen im Sommer 2012 die Truppen des Regimes abgezogen, ist damit allerdings keineswegs gebannt. Noch ist das Umland der Stadt nicht zurückerobert. In den Dörfern um Kobanê harren noch tausende Zivilisten aus, die auch bei einem Rückzug des IS um ihr Leben fürchten müssen.

Die militärische Taktik der Jihadisten basiert darauf, große Territorien zu überrennen und erst später schrittweise das Hinterland zu kontrollieren. Dies ermöglicht großflächige Geländegewinne mit geringen Besatzungskosten. Allein die Verbreitung von Angst und Schrecken genügt oft, um die Bevölkerung in neu eroberten Gebieten zum Stillhalten zu bewegen. Der Feldzug gegen Kobanê dürfte relativ viele militärische Kräfte des IS gebunden haben. Was genau in den Dörfern des Kantons geschieht, ist nur sehr schwer

östlichen Kanton Cizirê – nie. Die Kurdinnen und Kurden, die sich hier gegen den »Islamischen Staat« wehren, sind genauso sunnitische Muslime, wie ihre Angreifer. Auch in Kobanê ruft der Muazzin fünf Mal täglich zum Gebet und es wird während des Ramadan gefastet. In der an einer Station zum Bau der Bagdadbahn errichteten Stadt, lebte nie eine nennenswerte Zahl von Nichtmuslimen. Die Ideologie des IS basiert allerdings, wie bei anderen jihadistischen Gruppen auch, auf der Praxis des Taqfir, einer umstrittenen Methode des Islamischen Rechts, andere Muslime zu Nichtmuslimen zu erklären. Taqfiris sind Muslime, die für sich beanspruchen andere Muslime zu Ungläubigen (Kafir) zu erklären. In dieser Logik sind andere Muslime nur dann Muslime, wenn sie auch genau der eigenen Strömung angehören und ebenfalls alle anderen Muslime zu Ungläubigen erklären. Wer dann einmal zu Ungläubigen erklärte Muslime nicht ebenfalls für Ungläubige hält, wird allein dadurch schon verdächtig. Seit der Ausrufung Ibrahim al-Badrîs alias Abu Bakr al-Baghdadi als »Khalif Ibrahim« und der damit beanspruchten Wiedererrichtung des Kalifats am 29. Juni 2014, sind in der Logik des IS alle Muslime verpflichtet diesem Kalifendarsteller mit einer so genannten Baia die Treue zu schwören. Wer dies verweigert ist nach der taqfirischen Logik des IS ein »Kafir«. Demnach sind nicht nur die dem IS verhassten Schiiten oder andere religiöse Minderheiten des Todes, sondern auch all jene Sunniten, die sich dem IS in den Weg stellen.

tärischen Aktivitäten gegen die irakischen Kurden in Richtung Kirkuk und gegen die irakische Hauptstadt. Bagdad mit seinen sechs Millionen Einwohnern unterschiedlichster ethnischer und religiöser Herkunft, ist derzeit bereits von drei Seiten von IS-Kämpfern umgeben und nur noch vom Osten und von der Luft her erreichbar. Langsam scheint der IS den Belagerungsring um die historische Hauptstadt des Abbasiden-Kalifats zu schließen. Da die schiitische Mehrheit der Stadt sicher heftigste Gegenwehr leisten würde, könnte es sein, dass der IS gar nicht auf eine Eroberung der Stadt setzt, sondern die Metropole aushungern und mit Terrorismus verunsichern möchte. Bereits jetzt gibt es vermehrt Anschläge in der Stadt. Der wöchentliche Blutzoll hat wieder das Ausmaß der schlimmsten Phase des Bürgerkriegs um 2006 erreicht.

In Bagdad und im Südirak hat sich die Situation aber nicht nur durch den IS verschlechtert. Stadt und Region sind durch das Versagen der irakischen Armee de facto von der Verteidigung durch schiitische Milizen und von iranischen Militärberatern abhängig. Dadurch nahm die Konfessionalisierung weiter zu. Schiitische Milizen gehen auch gegen vermeintlich »unanständige« Frauen, Homosexuelle oder politische Gegnerinnen und Gegner vor, Alkoholgeschäfte werden verwüstet und Prostituierte massakriert.

Der Erfolg des IS basiert auf einem Bündnis mit den irakischen Baathisten, die nicht nur lokale Unterstützung, sondern auch militärisches Knowhow zur Verfügung stellen. Der ehemalige stellvertretende Vorsitzende des Revolutionären Kommandos der irakischen Baath-Partei, Izzat Ibrahim ad-Duri, hatte die Partei nach dem Sturz Saddam Husseins im Untergrund reorganisiert und von einer säkular-nationalistischen zu einer konfessionell-sunnitischen Position angenähert und damit anschlussfähig an jihadistische Gruppen wie den »Islamischen Staat im Irak« gemacht.

Absurde Allianzen

Nach dem Sturz der Baathisten bildete die von den USA unterstützte, neue schiitisch dominierte Regierung des Irak ein gemeinsames Feindbild arabischer Nationalisten und sunnitischer Jihadisten, die sich aus demselben sunnitisch-arabischen Bevölkerungssegment des Irak speisten. Die arabischen Sunniten, zu denen auch Saddam Hussein selbst zählte und die unter seiner Herrschaft relativ privilegiert waren, fühlten sich ohnehin vom neuen Herrschaftssystem ausgegrenzt und benachteiligt. Der relative politische und ökonomische Abstieg der sunnitischer Araber ermöglichte die vordergründig absurde Allianz zwischen Jihadisten und ehemals säkularen Nationalisten.

Einem Bündnis von Jihadisten und Baathisten gelang es bereits im Sommer 2006, immer größere Gebiete nördlich von Bagdad unter Kontrolle zu bekommen. Das



Irakische Soldaten in Jurf al-Sakhr. Ende Oktober eroberten die Streitkräfte ein großes Gebiet südlich von Bagdad vom IS zurück, das dieser im Juni 2014 überrannt hatte

Verhalten der Jihadisten gegenüber den irakischen Zivilistinnen und Zivilisten und der Einfluss von Nichtirakern innerhalb des Netzwerks brachten aber die eigentlich verbündeten sunnitisch-arabischen Stämme gegen sie auf. Dies ermöglichte es den US-Besatzungsbehörden mit der sogenannten Sahwa-Bewegung (Erweckungsbewegung) bis zu 100.000 bewaffnete sunnitische Kämpfer gegen die Jihadisten zu mobilisieren. Diese wurden nach getaner Arbeit jedoch nicht – wie ursprünglich in Aussicht gestellt – in die neuen irakischen Sicherheitskräfte und die Armee integriert.

Jihadisten und Baathisten wurden bis 2007 wieder auf bewaffnete Terrorgruppen reduziert, die sich im Untergrund neu gruppierten. Der Beginn des syrischen Bürgerkrieges 2012 ermöglichte es der irakischen al-Qaida schließlich, auch in Syrien aktiv zu werden. Im April 2013 erklärte al-Baghdadi die syrische al-Qaida-Organisation Jabhat al-Nusra zum Teil seiner eigenen Organisation, die in Zukunft »Islamischer Staat im Irak und Großsyrien« heißen sollte. Diese Fusion wurde allerdings von der Jabhat al-Nusra verweigert und stellte den Beginn der Spaltung mit al-Qaida dar.

Der propagandistische und militärische Erfolg des IS, sowie seine Kaltschnäuzigkeit nicht vom Kalifat zu reden sondern ein solches einfach auszurufen, sorgte jedoch spätestens seit diesem Sommer dafür, zum neuen globalen Magneten für jihadistische Gruppierungen aus aller Welt zu werden. Mittlerweile kämpfen Tunesier, Tschetschenen, Ägypter, Deutsche, Österreicher, Briten, Belgier oder US-Amerikaner in seinen Reihen. Militärische Erfolge trotz der US-Luftschläge, machen den IS zu einem attraktiven Projekt für erlebnishungrige Dropouts aus aller Welt. Lösegelder, Steuern und Ölverkäufe bieten eine solide finanzielle Basis.

Ohne Bodentruppen und ohne eine politische Strategie, wie man dem IS die lokalen Bündnispartner abspenstig machen und diese wieder in politische Systeme integrieren könnte, wird sich der IS wohl in der Region längerfristig halten können.

Thomas Schmidinger ist Lektor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und hat soeben das Buch »Krieg und Revolution in Syrisch-Kurdistan. Analysen und Stimmen aus Rojava« publiziert



Kurden schauen am 19. Oktober 2014 von der türkischen Grenze zur syrischen Stadt Kobanê, die sich – ohne die Unterstützung der Türkei – erfolgreich gegen den IS wehrt

zu eruieren. In den meisten Fällen dürfte der IS aber zu sehr mit den Kämpfen mit der YPG beschäftigt zu sein, um sich um die Dörfer zu »kümmern«. Laut der in Kobanê regierenden Demokratischen Unionspartei PYD harren in den Dörfern aber weiterhin Zivilisten aus und Parteichef Salih Muslim befürchtet, dass die Bewohnerinnen und Bewohner der Dörfer auch bei einer militärischen Niederlage des IS auf dem Rückzug der Jihadisten aus Rache getötet werden könnten.

Zu Ungläubigen erklärt

Dabei gibt es in Kobanê keine religiösen Minderheiten. Hier geht es nicht um Jesidi oder Christen und eine jüdische Gemeinde gab es hier – im Gegensatz zum

Dies betrifft nicht nur die sunnitischen Kurden, sondern auch sunnitische Araber. Die Eroberung der Stadt Hit – die übrigens bis zur Auswanderung der irakischen Juden 1951 die letzte Gemeinde von Karäern (ein jüdisches Turkvolk) des Irak beherbergte – führte Mitte Oktober zu einer Massenflucht sunnitischer Araber vor dem IS, die teilweise schon im Sommer aus anderen Regionen des Zentraliraks nach Hit geflohen waren. Das UNHCR gab am 14. Oktober bekannt, dass 180.000 Menschen aus der Region um Hit nach Bagdad geflohen sind.

Bagdad vom IS bedroht

Während sich der IS aus Kobanê zurückziehen scheint, verstärkt er seine mili-

Zum Kinostart von *The Green Prince*

Eine israelisch-britisch-deutsche Koproduktion, Original mit Untertiteln

Von Clemens Heni

Verschwörungsmysen, Verrat und Konspiration sind essentielle Ingredienzien vieler Terrorgruppen. Dazu kommt, wie im Falle der Hamas, ein religiöser Fanatismus. Islamistischer Judenhass ist die driving force, wie man neudeutsch sagen würde, also die »treibende Kraft«, der Hamas, die erst kürzlich wieder mehrere Milliarden Dollar »Wiederaufbauhilfe« (siehe S. 11) vom Westen, auch Deutschlands, und natürlich dem islamistischen Regime aus Katar erhielt. Doch ist der neue Film von Nadav Schirman, *The Green Prince – Der Grüne Prinz* – ein politischer Film? Sicherlich, der Ausgangspunkt ist eindeutig die Abscheu vor der Hamas, die sich zum Ziel setzt, Israel zu zerstören und Juden zu ermorden. Doch dieses antiisraelische Ziel der Hamas wird nur zu Beginn dieses Ende November in die Kinos kommenden Dokumentarfilms erwähnt, der eher als Psycho-Thriller zu beschreiben wäre.

The Green Prince ist eine deutsch-israelisch-britische Koproduktion von 2014, OmU. Es gibt nur zwei Mitwirkende: Mosab Hassan Yousef und Gonen Ben Itzhak. Yousef ist der Sohn eines Hamas-Gründers, Scheich Hassan Yousef, und kam 1978 in Ramallah zur Welt. Ohne den religiösen Extremismus von Hamas komplett zu teilen, ja ohne sonderlich religiös zu sein, ist es für den jugendlichen Yousef doch selbstverständlich, in die Fußstapfen des Vaters zu treten, der immer wieder von israelischen Kräften gefangen genommen wird, an Anklagegründen mangelt es nicht. Gonen ist Mitarbeiter des israelischen Inlandsgeheimdienstes Shin Bet. Er ist für die Anwerbung neuer Mitarbeiter zuständig. Jemand wie Yousef wäre ein geradezu fantastischer Mitarbeiter, ein Spion, wie man ihn sich nicht besser wünschen könnte. Als Yousef tatsächlich immer radikaler wird und einen Anschlag plant, wird er festgenommen. Er wird nicht gerade zimperlich behandelt. Folter steht im Raum, Schlafentzug, Nahrungsentzug, Wahnzustände setzen ein, totale Erschöpfung nach Tagen. Es geht um die Psyche eines Menschen, nicht um brutale Gewalt, die in Schlägen etc. sichtbar würde. Yousef

ist äußerst skeptisch, kann er seine Familie so verraten, hintergehen, er, der Sohn eines Gründers der Hamas? Er, Yousef, hasst Israel abgrundtief. Er kommt ins Gefängnis und sieht, was die Hamas dort mit anderen Hamas-Mitgliedern und anderen Palästinensern macht. Dort bekommt das Wort Folter noch einen ganz anderen Namen, das Ziehen von Finger- und Fußnägeln bei lebendigem Leib zum Beispiel. Nicht wenige Palästinenser sterben durch die Hand der Hamas – in israelischen Gefängnissen. Das ist der »turning point«, der Wendepunkt, für Yousef. Er arbeitet für Israel und gegen seine eigenen Leute. Eine lebensgefährliche Mission. Mit einer wohl weltweit kaum zu übertreffenden Professionalität, die der jahrzehntelangen existentiellen Gefahr durch Terrorismus geschuldet ist, kann der Shin Bet viele Anschläge dank Yousef verhindern. Neben der Anschlagverhinderung gilt es den Agenten Yousef zu schützen. Wenn zum Beispiel neben den Attentätern nur noch er und evtl. ein weiterer Mann von einem geplanten Anschlag wussten, und die Sache fliegt auf, würde umgehend Verrat gerufen werden und er wäre in Todesgefahr. Das Vereiteln von Anschlägen verläuft jedoch super raffiniert. All diese geheimdienstlichen Pläne einerseits bzw. terroristischen Mordpläne andererseits sind nur die Nebenhandlung sozusagen. Es geht im Kern um was ganz Anderes, da die Kritik an der antisemitischen Mörderbande Hamas eh selbstverständlich ist.

Es geht um zwei Menschen, zwei Männer, die in einem extremen Abhängigkeitsverhältnis stehen. Hier Gonen, der Yousef Aufträge erteilt. Doch Yousef agiert mitunter anders, als gedacht. Jeder 08/15-Geheimdienstmann hätte ihn womöglich längst aufgegeben, was recht schnell einem Todesurteil gleich gekommen wäre, da die Hamas mit Verrätern nicht diskutiert.

Doch Gonen sieht in Yousef nicht nur einen Spitzel, der für Shin Bet arbeitet. Er sieht in ihm zunehmend keinen Anderen mehr bzw. einen »Anderen«, der so ist wie er, beide leben inkognito, kaum jemand im privaten Umfeld weiß, wer sie wirklich sind, beide müssen immer bereit sein. Gonens Telefon steht auch nachts um halb vier nie still. Er ist verantwort-



Am 27. November startet der Film bundesweit in den deutschen Kinos. Regie: Nadav Schirman, Deutschland, Israel, Großbritannien 2014, 95 Min., OmU, FSK 12

lich, wenn ein geplanter Mordanschlag in Haifa, Tel Aviv oder Jerusalem doch passiert und Israeli von Terroristen ermordet werden. Er hätte es verhindern können, sagt er sich immer wieder. Und das gilt auch für Yousef, der ganz nah dran ist an den Jihadisten, Selbstmordattentätern und Bombenlegern.

Mehrfach ignoriert Gonen höchste Sicherheitsauflagen für einen Geheimdienstagenten und trifft sich mit Yousef, ganz am Anfang, aber auch später. Ein sehr starkes Vertrauensverhältnis entsteht, das gerade nicht aus Lügen besteht, sondern aus der Wahrheit, dem Respekt vor dem Anderen, der zum Freund wird – was im Geschäft von Geheimdiensten eigentlich nicht vorkommen darf. Es kommt der Punkt, wo Yousef jedoch nicht mehr länger mitspielen kann. Er hört auf und flieht nach Amerika. Seine Familie, alles was ihm jemals etwas bedeutet hatte, seine jüngeren Geschwister, vor allem seine Mutter und sein Vater, haben ihn verstoßen. Dabei hat Yousef seinen Vater vor dem sicheren Tod gerettet, mehrfach. Für Gonen wäre die Sache beendet, traurig zwar, aber eben ein Agent weniger, der für Shin Bet arbeitete. Doch dann passiert Dramatisches, das die ganze Tiefe dieser Beziehung zweier Feinde, die

längst zu wirklichen Freunden geworden waren, zum Ausdruck bringt.

Man muss den Film anschauen, um dieses dramatische Ende zu erleben. Gonen lebt heute als Anwalt in Tel Aviv, Yousef undercover in den USA, er ist zum Christentum konvertiert, was hätte er tun sollen, beraubt jeglichen Halts in einer Welt, die er nicht mehr verstand, als selbst seine Freunde ihn im Stich gelassen hatten. Doch ein Freund ließ ihn eben nicht im Stich. Und davon erzählt dieser Film, der viel mehr ist als nur ein politischer Film gegen die Hamas. Selbst der so regelmäßig antiisraelisch hetzende englische *Guardian* mag hier ausnahmsweise nicht falsch liegen, wenn er über *The Green Prince* schreibt: »Fantastisch (...) fesselnd wie ein gut konzipierter Hollywood-Thriller und psychologisch komplex wie eine griechische Tragödie.« Es ist ein Dokumentarfilm und wir wissen, dass es gut ausgeht. Aber gerade weil es keine fiktive Geschichte ist, sondern etwas dokumentiert, was so und nicht anders vor wenigen Jahren sich abspielte, stockt einem fast der Atem.

Prädikat: absolut sehenswert



Der Fall Mohammed al-Durah

Das Kind, der Tod und die Medienschlacht um die Wahrheit

Bei dem folgenden Text handelt es sich um das Vorwort des neuen Buches von Georg M. Hafner und Esther Schapira.

Von Georg M. Hafner
und Esther Schapira

Im Namen des Kindes

Jedes Kind, das stirbt, ist eine Tragödie. UNICEF schätzt, dass alle fünf Sekunden weltweit ein Kleinkind stirbt. Sie sterben an Krankheiten, in Naturkatastrophen, in kriegerischen Auseinandersetzungen. Sie werden bei Unfällen getötet, nehmen sich das Leben, werden ermordet. Sie verhungern oder werden zu Tode geprügelt. Über 17.000 Kinder täglich. Das ist eine unfassbare Zahl. Sie erschreckt so

2000 in Gaza, dem Küstenstreifen zwischen Israel und Ägypten passiert. Die Welt wurde Augenzeuge eines Kindermordes. Der 12-jährige Mohammed al-Durah starb vor laufender Kamera. Mehrere Schüsse, ganze Schussalven, und das Kind war tot.

Eine knappe Minute TV-Bilder scheint eine schreckliche, einfache Geschichte zu erzählen: ein hilfloser Vater kauert hinter einem Betonfass, schützend die Arme um seinen kleinen Sohn gelegt. Er versucht sich und sein Kind in einem mörderischen Kugelhagel zu retten. Er selbst überlebt, sein Sohn aber verblutet in seinem Schoß. Mohammed al-Durah, der 12-jährige Palästinenserjunge stirbt an der Netzarim-Kreuzung in Gaza. Wir konnten es alle

sehen. Aber was haben wir tatsächlich gesehen? Welche Bilder hat die Kamera gefilmt und welche Bilder sind nur in unserem Kopf entstanden?

Mohammed al-Durah ist zunächst auch nur eines dieser 17.000 Kinder, die außerhalb unseres behüteten Umfelds sterben. Wenn sie sterben, weil sie unterernährt sind, können Hilfsorganisationen mit entsprechenden Bildern ausgemergelter Kinder die Herzen der Spender öffnen. Das ist nicht verwerflich, solange die Spenden direkt an die hungerleidenden Kleinen durchgereicht werden in Form von Essen und sauberem Wasser. An Mangelernährung und Hunger sterben über 3,5 Millionen Kinder jedes Jahr.

Wenn Kinder wegen Krankheiten sterben, durch Masern, Durchfall, Malaria oder AIDS, können wir ebenfalls spenden und die Deutschen tun dies mit großer Bereitschaft. Jedes zweite Kind stirbt an diesen, in der zivilisierten Welt längst gebannten Krankheiten. Sie müssten nicht sterben. Tabletten gegen diese tödlichen Krankheiten hat jede Apotheke auf Vorrat. Aber nicht für diese Kinder.

Das Aufrüttelndste aber ist, wenn Kinder durch Kriege sterben. Vor allem dann, wenn sie nicht einfach als »ziviler Kollateralschaden« ihr Leben lassen, sondern vorsätzlich ermordet werden. Sie werden dann zum Symbol für die Barbarei schlechthin. In Syrien sind im Oktober 2013 11.500 Kinder unter 17 Jahren gestorben, 764 alleine durch Massenerschießungen, 389 gezielt durch Scharfschützen. Wer Kinder tötet, tötet die Unschuld. In jedem Krieg passiert das. Weltweit. Es ist ein Armutzeugnis einer zivilisierten Gesellschaft, es ist der Gau. Mohammed al-Durachs Tod ist ein solcher Gau gewesen, jedenfalls wurde er als solcher wahrgenommen.

Millionen Zuschauer der Nachrichtensendungen weltweit haben die Bilder gesehen, die Talal Abu Rahme, der palästinensische Kameramann am 30. September 2000 im Gazastreifen drehte. Aber die Bilder sind in Verruf geraten. France 2, der französische Fernsehkanal, der die Bilder damals verbreitet hat, musste sich nach einem Gerichtsurteil vom 21. Mai 2008 gefallen lassen, dass seine Bilder als Fake bezeichnet werden dürfen, als gestellte Szene, auch wenn dieses Urteil durch eine spätere Revision wieder in der Schwebe ist.

Mohammed al-Durah als Ikone

Krieg ist grausam, und Kriegsberichterstattung darf diese Grausamkeit nicht schönen, aber sie auch nicht als Propaganda missbrauchen. Genau das aber war der Fall bei Mohammed al-Durah. Der Tod eines Kindes wurde weniger betrauert als politisch und ideologisch benutzt. Journalisten wurden dabei zu willigen Kombattanten, die Wahrheit zur Kriegsbeute im Medienkrieg zwischen Palästinensern und Israel. Mit großem Erfolg für die Seite, die den Konflikt militärisch nie gewinnen wird, für die palästinensische Seite. Die Szene wurde zum Fanal und Mohammed al-Durah zur Ikone der al-Aqsa-Intifada. Weltweit wurden Straßen und Plätze nach ihm benannt, Filme, Lieder, Gedichte priesen den Märtyrer und in fünf Ländern, von Marokko bis Iran, erschienen Briefmarken mit seinem Konterfei, sogar Toilettenpapier wurde mit dem sterbenden Kind bedruckt.

Tunesien hat die Straße vor der ehemaligen Villa Jassir Arafats in Tunis in »Mohammed al-Durah Straße« umbenannt und Ägypten ausgerechnet die vor der israelischen Botschaft in Kairo.

Und selbst in Malis Hauptstadt Bamako findet sich ein »Platz des palästinensischen Kindermärtyrers«. »Er hat sich für Palästina geopfert, er hat der arabischen Welt, gerade den Kindern in der arabischen Welt, ein leuchtendes Bild des Widerstands gegeben«, schwärmt noch 2008 eine junge Schülerin, die wir in einer Realschule in Ramallah besuchten. Das Bild des sterbenden Jungen hat eine blutige Spur hinterlassen. Wegen dieser Szene haben Menschen getötet und sind Menschen ermordet worden. Al-Qaida hat sie als Rekrutierungsvideo im Internet benutzt. In Freitagspredigten und auf Flugblättern wurden Muslime aufgerufen, Mohammed al-Durah zu rächen.

Was geschah am 30. September 2000 in Gaza?

Aber warum ausgerechnet diese Bilder? Seither sind weltweit mehrere Millionen von Kindern gewaltsam gestorben, von denen wir keine Kenntnis haben oder die längst vergessen sind. Die Welt aber erinnert sich bis heute an Mohammed al-Durah, an diese 55 Sekunden, die man einen Vater mit seinem Sohn hinter einem Betonfass kauern sieht. Über ein Jahrzehnt nach der Filmszene wirft sie aber immer mehr und immer schwieriger zu beantwortende Fragen auf.

Der Fall des Mohammed al-Durah ist ein Lehrstück darüber, wie wir als Zu-



Esther Schapira ist seit 2013 Abteilungsleiterin der Redaktion Politik und Gesellschaft beim Hessischen Rundfunk und Kommentatorin bei den ARD-Ta-gesthemmen.

Georg M. Hafner war seit 1988 leitender Redakteur bei der ARD und Autor zahlreicher Filmdokumentationen, zuletzt des Dokumentarfilms »München 1970 – Als der Terror zu uns kam«.

Fotos: Hessischer Rundfunk

schauer und Journalisten wissentlich und unwissentlich zu Parteien werden im Medienkrieg, in der Schlacht um die Wahrheit oder um das, was dafür gehalten wird. Es ist der Kampf um die politische Deutungshoheit. Und in diesem Kampf gibt es keine Scham und keine Grenzen. Wir haben diesen Kampf kritisch beobachtet und über all diese Jahre den Fall Mohammed al-Durah immer wieder aufgegriffen, in filmischen Dokumentationen, in Aufsätzen, Kommentaren und zahllosen Gesprächen mit allen, die in diesen Fall verwickelt sind. Mit dem Vater des kleinen Mohammed, dem damals 34-jährigen Jamal al-Durah, mit dem Kameramann Talal Abu Rahme, der die Szene gedreht hat, mit Charles Enderlin, dem Starreporter und Korrespondenten von France 2 in Jerusalem, der damals sein Bildmaterial exklusiv an alle Fernsehstationen verteilte, ohne die Authentizität seiner Bilder hinreichend und vor Ort überprüft zu haben.

Wir haben die Ärzte, die Mohammed al-Durah untersuchten und die Autopsie durchgeführt haben, interviewt. Wir haben die Mutter Mohammeds aufgesucht. Wir waren von Anfang an auch bei den allerersten Zweiflern wie Nahum Shahaf und Yosef Doriel in Tel Aviv. Wir haben die israelischen Soldaten befragt, die angeblichen Todesschützen, und deren Befehlshaber, General Jom Tov Samia. Niemanden haben wir ausgelassen, auch den skurrilsten, scheinbar nebensächlichsten Spuren sind wir nachgegangen. Wir haben Dokumente gelesen, Untersuchungsberichte studiert, Experten befragt und wir kommen zu einem dramatischen Ergebnis. Den Weg dahin, schildert dieses Buch. Es ist die erste komplette Zusammenstellung zu diesem Fall, einem Lehrstück auch über die mangelnde Sorgfalt in unserem Beruf.

Georg M. Hafner, Esther Schapira: *Das Kind, der Tod und die Medienschlacht um die Wahrheit. Der Fall Mohammed al-Durah* (The Berlin International Center for the Study of Antisemitism (BICSA) / Studien zum Nahen Osten, Band 3), Edition Critic, Berlin 2014, 164 S., 22 Abb., ISBN 978-3-9814548-7-1, 18 €

Georg M. Hafner/Esther Schapira

DAS KIND, DER TOD UND DIE MEDIENSCHLACHT UM DIE WAHRHEIT

Der Fall Mohammed al-Durah



Edition Critic

sehr, dass sie uns auf seltsame Weise fast unberührt lässt und hilflos macht. Sie ist zu monströs, als dass sie jemanden verpflichten könnte, dem Sterben Einhalt zu gebieten, schließlich weiß keiner, der von dieser Zahl erfährt, wo er denn einschreiten könnte, wo er selbst gefordert wäre. 17.000 sterbende Kinder jeden Tag, das lähmt selbst den Hilfwilligsten. Wir gehen zur Tagesordnung über, gucken höchstens im Kinderzimmer vorbei, um uns zu vergewissern, dass unsere eigenen Kinder gleichmäßig atmen, keine Alpträume haben, gut zugedeckt sind. Wir lassen die Tür auf, um jederzeit eingreifen zu können, wenn etwas schief läuft.

Die lähmende Gleichgültigkeit wird aber sofort durchbrochen, wenn es nicht um anonyme Kinder geht, sondern um ein einziges, dessen Namen wir kennen. Wenn wir miterleben, wie ein Kind stirbt, wenn wir Augenzeugen dieser Tragödie werden, dann kennt das Entsetzen keine Grenzen. Es überrollt den Betrachter, es wühlt ihn auf, es bereitet ihm schlaflose Nächte, macht ihn fassungs- und hilflos zugleich. Genau das ist am 30. September

Die Palästinenser haben bereits einen eigenen Staat

Der jordanisch-palästinensische Politiker Mudar Zahran über die »Jordanien-Lösung«

JR: Sehr geehrter Herr Zahran, könnten Sie sich unseren Leserinnen und Lesern vorstellen?

MZ: Mein Name ist Mudar Zahran, ich bin der Generalsekretär der Koalition der jordanischen Opposition. Wir sind eine säkulare Gruppe und repräsentieren die zum Schweigen gebrachte und unterdrückte palästinensische und beduinische Mehrheit in Jordanien. Die Medien beschreiben mich als den Anführer der Palästinenser in Jordanien. Ich lebe derzeit in London im Exil. Ich hatte Angst vor dem Zorn des jordanischen Königs, aber er hat mich auch in Abwesenheit zu einer Haftstrafe verurteilt. Warum? Weil ich mich für die Menschen- und Bürgerrechte des jordanischen Volkes und der unterdrückten palästinensischen Mehrheit engagiere.

JR: In der letzten Ausgabe der Jüdischen Rundschau sprach Prof. Robert Wistrich aus Jerusalem in einem Interview über die »Jordanien-ist-Palästina«-Option. Wie sieht die Geschichte dieser Option aus und wie stehen Sie dazu?

MZ: Meine Position ist ganz einfach: Es gab immer schon ein Land, das Britisches Mandat für Palästina genannt wurde, wobei sowohl Muslime als auch Juden »Palästinenser« genannt wurden. 1917 entschied das regierende Britische Königreich, eine jüdische Heimstätte zu gründen. Was die meisten Ihrer Leser vermutlich nicht wissen: die Araber unter der Herrschaft der Haschemiten stimmten sehr wohl zu, das Land aufzuteilen [also das Britische Mandat für Palästina, d.Red.], die Juden bekamen 22 Prozent von Palästina, was wir heute Israel nennen, und wir bekamen 78 Prozent des Landes, das heute Jordanien heißt. Hätte

gibt sich als eine moderne Person, aber er ist alles andere als moderat, vielmehr ein Diktator. Während er seine Herrschaft behält, leiden sowohl die Palästinenser und Jordanien als auch die Israelis darunter.

JR: Wie sehen Sie das gegenwärtige Verhältnis der arabischen Welt zum Islamismus?



Das Britische Mandatsgebiet Palästina von 1920. Ziel war die »Wiedererrichtung einer Heimstätte für das jüdische Volk« im gesamten Gebiet. Ab 1923 trennte sich »Transjordanien« ab.

Quelle: jewishvirtuallibrary.org

MZ: Wir bewegen uns auf eine sehr dunkle Ära zu, und wenn wir nichts unternehmen, werden wir noch viel mehr vom Islamischen Staat (ISIS) kontrollierte Gebiete sehen als bisher schon. Die Region wird noch mehr von solchen Ter-

gibt kein Gesundheitssystem und keine staatlichen oder Regierungsjobs – unter diesen Bedingungen würden wohl sogar in Deutschland Männer sich dem Terror und Fundamentalismus zuwenden, wenn sie ohnehin alles verloren haben. Das ist im Nahen Osten schon passiert und wenn wir nicht umgehend die säkularen Kräfte unterstützen sehe ich einen Dritten Weltkrieg kommen. Und hier wende ich mich gerade an Deutschland, unter all den Nationen auf der Welt, denn die Deutschen sollten doch wissen wohin es führen wird, wenn man Fundamentalisten und Wahnsinnige nicht stoppt. Deutschland muss an vorderster Front uns, die säkularen Jordanier und Palästinenser, unterstützen!

JR: Denken Sie Ägypten und Jordanien, gemeinsam mit Saudi-Arabien, könnten eine wichtige Rolle spielen, die Hamas zu bekämpfen?

MZ: Ägypten und die Saudis sind in der Tat sehr ernsthaft dabei die Hamas zu bekämpfen und zu zerstören. Beide Länder haben große Sorge um und Respekt für das palästinensische Volk. Aber was die Jüdische Rundschau und Ihre Leser vielleicht nicht wissen: der jordanische König ist ein Unterstützer der Hamas. Das muss sich für Sie schockierend anhören, aber so ist es, der König ein richtiger Partner der Muslimbruderschaft von Jordanien. Wir haben das dokumentiert und ich habe darüber geschrieben, auf Fakten basierend. Er hat das sogar in einem Interview mit dem Atlantic Magazin zugegeben, und die jordanische Regierung selbst hat vor drei Jahren in einem Interview mit al-Jazeera auch gesagt, dass sie die Muslimbruderschaft unterstützen. Kurz gesagt: der König unterstützt die Hamas, und die Hamas ist Teil der Muslimbruderschaft, der jordanische Zweig der Hamas fällt somit unter die jordanische Muslimbruderschaft, die wiederum unter der Kontrolle des haschemitischen Königs steht. Schauen Sie sich nur meine publizierten Texte dazu an. Auf Jordanien können wir uns also im Kampf gegen die Hamas nicht verlassen, allein schon deshalb weil Hamasführer in Amman, der jordanischen Hauptstadt, residieren. Sprich: der jordanische König ist nicht der, den Sie sich vorstellen!

JR: Warum hat nun aber gerade Ägypten eine Fundraiser-Konferenz in Kairo abgehalten, und die Terrororganisation Hamas mit über 5 Milliarden Dollar beschenkt, wovon alleine Katar eine Milliarde Dollar zahlt?

MZ: Nun, Sisi ist ein menschlicher Präsident, er und Ägypten verstehen die Region sehr gut. Sie wissen, was passiert, wenn die Gazabewohner hungrig bleiben, sie würden noch mehr Terror produzieren. Jetzt aber hassen die Gazaner die Hamas für das, was sie ihnen vor und nach dem Gazakrieg angetan hat. Gleichwohl ist es natürlich entscheidend, dass Ägypten darüber wacht, dass mit dem Geld Gaza wieder aufgebaut wird, und nicht die Hamas das Geld stiehlt und die Gazaner doch wieder ärmer werden und in einer misslichen Lage wären. Ich denke, Ägypten ist unser einziger verlässlicher Partner bezüglich Gaza.



Mudar Zahran

JR: Denken Sie, es gibt eine Chance, dass sich die Palästinenser insgesamt Ihrer Sache anschließen und Jordanien in eine palästinensische Demokratie verwandeln, die friedlich neben dem jüdischen Staat existiert?

MZ: Es wurden von Wikileaks Dokumente aus der US-Botschaft in Amman bekannt gemacht, worin ersichtlich wird, dass die meisten jordanischen Palästinenser sehr wohl ihr Recht auf Rückkehr [nach Israel, d. Red.] aufgeben würden im Tausch mit Bürgerrechten in Jordanien. Andererseits muss man sich klar darüber werden, dass die Situation in der Westbank nicht rosig ist, die Palästinenser dort hassen Israel leidenschaftlich. Aber die Palästinenser in Jordanien sind ganz anders, sie haben ganz klar erkannt, dass ihr wirkliches Problem der haschemitische König und nicht Israel ist! Nun, lassen Sie es mich ganz deutlich sagen: der jordanische König ist schwach, verletzlich und außer Kontrolle und ich glaube er wird früher oder später seine Macht verlieren, vielleicht in einem Jahr oder in einigen Jahren, egal, er wird seine Macht verlieren. Und dann muss die Welt wählen: will sie uns, die in der Bevölkerung verankerten säkularen Kräfte oder will sie die Islamisten, die das Geld haben und die weltweite Unterstützung der Medien. Ich würde es so sagen: Wenn uns der Westen, inklusive Deutschland, nicht ganz schnell unterstützt, sich mit uns in Verbindung setzt, uns ihre Geheimdienstleute schickt um mehr von uns zu erfahren, dann haben wir gegen die reichen und sehr stark unterstützten Islamisten keine Chance.

JR: Warum diskutieren so wenige europäische Länder die Jordanien-Option, wenn es um die Palästinenser geht? Ist es Antisemitismus? Woher kommt die Ignoranz für diese Option?

MZ: Ich denke, das ist in erster Linie Ignoranz. Ich denke die meisten Europäer wissen nicht viel darüber, was wirklich in Jordanien und der Region passiert. Deshalb ist es meine und unsere Aufgabe, darüber Informationen zu verbreiten, zum Beispiel Wissen darüber, dass der jordanische König ein Diktator im Armani-Anzug ist. Lassen Sie uns ehrlich sein: Die Medien interessieren sich doch gar nicht wirklich für die Palästinenser und was mit ihnen geschieht, solange Israel nicht involviert ist. Das führt doch zu der Frage: »Ist das eine Ersatzhandlung für Judenhass?« Das ist falsch und unfair.

JR: Sehr geehrter Herr Zahran, vielen Dank für das Interview.

Das Interview führte Clemens Heni, der es auch ins Deutsche übersetzte.



Der jordanische König Abdullah (rechts) zeigt sich vergnügt mit dem Führer der Terrororganisation Hamas, Khaled Meshaal, bei dessen Besuch im Königreich, 28. Juni 2012

der haschemitische König von Jordanien damals sein Versprechen an die Juden und an uns gehalten, hätten wir seit 70 Jahren einen Staat Palästina in Jordanien. Doch die Haschemiten sagten zu uns, wir seien die eigentlichen Eingeborenen von dem Teil des Landes, das Israel ist, wir seien Flüchtlinge in Jordanien und sollten zurück nach Palästina gehen und Israel bekämpfen. Heute leben wir in Jordanien, das uns geradezu mit nazistischen Techniken beherrscht. Der heutige Herrscher

roristen und Islamisten beherrscht sein. Ich bin Muslim und zwar praktizierender Muslim, aber ich möchte nicht, dass der ISIS mein Land übernimmt. Warum fühlen sich junge Männer vom ISIS angezogen? Vielleicht weil sie jegliche Hoffnung unter diesen Diktatoren verloren haben. Jordanien hat bis zu 3000 Kämpfer an den ISIS geschickt, sozusagen, das sind fast 10 Prozent der ISIS-Kämpfer. Aber warum? Weil die palästinensische Mehrheit in Jordanien von Bildung ferngehalten wird, es

»Jedes Mal schlägt Israels Armee zurück«

Zum Israelbild in deutschen Schulbüchern und seine Anschlussfähigkeit an israelbezogenen Antisemitismus

Von Kirsten Tenhafen

Im Sommer dieses Jahres kam es im Zuge des Gazakriegs in der Bundesrepublik zu den schwersten antisemitischen Ausschreitungen der letzten Jahre. Während der Demonstrationen wurden abscheuliche und zur Genüge häufig zitierte antisemitische Parolen gebrüllt sowie Schilder hochgehalten, deren Motive dem zweitausend Jahre alten christlichen Antisemitismus entsprangen. Kleinkinder wurden zwischen Puppen drapiert, die mit roter Farbe beschmiert waren. Zwischen ihnen lag ein abgetrennter Puppenkopf. Neben linken, rechten und Querfront-Antisemiten waren vor allem muslimische Männer, Frauen und in mehreren Fällen auch Kinder an den sogenannten Gaza-Demonstrationen beteiligt. Nahezu konfrontationslos hat sich hierzulande ein aggressiv-antisemitisches Milieu etabliert, dessen Entstehung sowohl von der Zivilgesellschaft als auch von den staatlichen Institutionen ignoriert wurde. Da davon auszugehen ist, dass die meisten »Demonstranten« das staatliche Bildungssystem durchlaufen haben, stellt sich die Frage, warum die Schulen bei der Bekämpfung des israelbezogenen Antisemitismus derart versagt haben. Bietet das Schulsystem gar Anknüpfungspunkte für israelbezogenen Antisemitismus? Welches Israelbild wird eigentlich in deutschen Schulbüchern vermittelt?

Gemäß der Website des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung werden über Schulbücher »Wissens- und Identitätsangebote« an Kinder und Jugendliche vermittelt. In Schulbüchern findet sich der Wissenskanon, auf den sich die Gesellschaft verständigt hat und der als vertretbar und akzeptiert gilt. Sie beinhalten letztlich das Wissen, »das eine Generation an die nächste weitergeben möchte.« Schulbücher sind in erster Linie für die Hand von Kindern und Jugendlichen bestimmt. Die in ihnen enthaltenen Texte, Bilder, Grafiken und Fotos sind Kindern und Jugendlichen direkt zugänglich. Die Darstellung historischer und politischer Themen in Schulbüchern beruht auf pädagogischen Grundsätzen, zu denen auch das sogenannte Prinzip der Multiperspektivität gehört. Unter Multiperspektivität wird unter anderem die Erarbeitung historischer Inhalte anhand von Quellen aus verschiedener Perspektive verstanden. Die Schüler und Schülerinnen sollen dadurch historische Kompetenz erwerben und ihre Kritik- und Urteilsfähigkeit erweitern.

Konfliktregion Israel?

Bei der Analyse des Israelbildes in deutschen Schulbüchern erweisen sich immer wieder bestimmte Themenbereiche als einseitig, verzerrt oder unvollständig in ihrer Darstellung. Selten wird in Schulbüchern beispielsweise das Bündnis von Amin Al Hussein, dem »Mufti von Jerusalem«, mit dem nationalsozialistischen Deutschland während des Holocausts erwähnt. Eines der wenigen Beispiele, in denen Al Hussein erwähnt wird, ist das

Schulbuch *Horizonte 12* für die gymnasiale Oberstufe in Bayern. In dem Text über seine Beteiligung an den Verbrechen des Nationalsozialismus heißt es jedoch verharmlosend: »Deutschland instrumentalisierte ihn geschickt und der Mufti geriet in den Sog der Nazi-Ideologie« (S. 149). Dass Al Hussein 1943 die Freilassung von 5.000 jüdischen Kindern verhinderte, die gegen 20.000 gefangene Deutsche ausgetauscht werden sollten, und dass diese Kinder in deutsche Vernichtungslager verschleppt und ermordet wurden, erfahren Schüler und Schülerinnen aus dem Text nicht.

In Anlehnung an den Grundsatz der Multiperspektivität werden in Schulbüchern neben anderen auch arabisch-palästinensische Quellen abgedruckt. So kommt im Schulbuch *Forum Geschichte 12* ein arabischer Historiker namens Edward Atiyah in Bezug auf die Balfour-Deklaration folgendermaßen zu Wort: »Damit war die Idee einer Teilung Palästinas zum ersten Mal vorgeschlagen worden – eine Idee, die theoretisch und für die von der zionistischen Propaganda bearbeitete westliche Welt gerecht und vernünftig zu sein schien, die 1948 aber darauf hinauslief, dass die Juden fast ganz Palästina in Besitz nahmen« (S. 171). Indem unterstellt wird, dass die Teilung des britischen Mandatsgebietes ein Machwerk »der zionistischen Propaganda« sei, findet hier eine antisemitische Verschwörungsideologie durch die Übernahme palästinensischer Propaganda Eingang in ein deutsches Schulbuch.

Die Staatsgründung Israels wird im Schulbuch *Thema Geschichte. Der Islam und die westliche Welt – Konfrontation, Konkurrenz, Kulturaustausch* als aggressiver Akt dargestellt: Der UN-Teilungsplan sei »für die davon betroffenen Palästinenser und die benachbarten Araberstaaten nicht akzeptabel« (S.170). Über mögliche Gründe schweigt sich der Text aus. Stattdessen heißt es: »Allerdings verhinderten Differenzen im arabischen Lager eine einheitliche antijüdische Front«

(S.170). Im Schulbuch *Forum Geschichte 4* für die Jahrgangsstufe 10 ist zur Staatsgründung Israels zu lesen: »Nachdem ein Teilungsplan der UNO von 1947 gescheitert war, riefen 1948 führende zionistische Politiker den Staat Israel aus. Die Folge der Staatsgründung war der erste Nahost-Krieg mit den arabischen Nachbarn Israels. Hunderttausende Palästinenser wurden aus ihrer Heimat vertrieben. (...)« (S.186). Dass der UN-Teilungsplan vom Yishuv angenommen wurde, während er von den Arabern ab-

dass das Arab Higher Committee und der »Mufti von Jerusalem« die arabische Bevölkerung zur Flucht aufforderten, um den Vernichtungskrieg gegen Israel ungestört führen zu können. Wie Mitchell G. Bard in *Myths and Facts* über den Arabisch-Israelischen Konflikt schreibt, geht aus einem britischen Polizeireport aus Haifa vom 26. April 1948 hervor, »dass durch die Juden jede Anstrengung unternommen wird, die arabische Bevölkerung davon zu überzeugen, zu bleiben und ihr normales Leben weiterzuführen, ihre Geschäfte geöffnet zu lassen und sicher sein zu können, dass ihr Leben und ihre Interessen geschützt sind« (S. 130). Die weltweit einmalige »Vererbung« des Flüchtlingsstatus' oder die Einrichtung einer eigenen UN-Flüchtlingsorganisation für Palästinenser ist in den Schulbuchtexten kein Thema. In den Texten findet sich keine einzige Anmerkung zu den etwa 850.000 jüdischen Flüchtlingen, die im Zuge des Angriffskriegs gegen Israel aus den arabischen Staaten fliehen und ihren ganzen Besitz zurücklassen mussten.

Im Schulbuch *Forum Geschichte 12* wird die sogenannte zweite Intifada als direkte Reaktion auf den Besuch Ariel Sharons auf dem Tempelberg dargestellt: »Der schwierige Friedensprozess im Nahen Osten fiel im Jahre 2000 der »zweiten Intifada« – sie wird auch als »Al-Aqsa-Intifada« bezeichnet – zum Opfer. Anlass war ein Besuch des damaligen israelischen Oppositionsführers Ariel Sharon auf dem Jerusalemer Tempelberg am 28. September 2000« (S. 185). Entgegen dieser Darstellung ist längst belegt, dass es sich bei der zweiten Intifada keineswegs um einen spontanen Aufstand handelte, sondern dass diese gleich nach der Rückkehr Arafats aus Camp David und damit zwei Monate vor dem Besuch Ariel Sharons auf dem Tempelberg geplant wurde.

Terrorismus wird verharmlost

Die antisemitische Terrororganisation Hamas wird im Schulbuch *Horizonte 12* folgendermaßen beschrieben: »Die Hamas wird in Israel und auch im Westen häufig als reine »Terrorgruppe« bezeichnet. Diese Einschätzung wird ihr jedoch nicht gerecht, denn sie kann ihre starke Verwurzelung in weiten Teilen der palä-



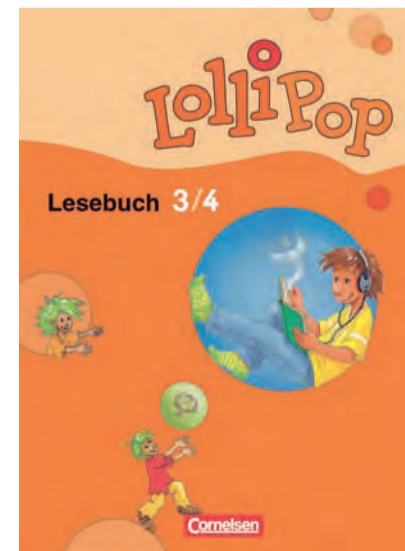
gelehnt wurde, erfahren die Lernenden aus dem Schulbuchtext nicht. Der Krieg von 1948 erscheint damit als direkte und unvermeidliche Folge der Staatsgründung Israels.

Die Zahl der arabischen Flüchtlinge, die sich tatsächlich auf nicht mehr als 650.000 belief, wird in einigen Schulbüchern stark übertrieben und mit einer Million angegeben. Im Grundschullesebuch *LolliPop* aus dem Cornelsen-Verlag für die Jahrgangsstufen 3 und 4 wird außerdem fälschlicherweise behauptet, diese seien von der israelischen Armee vertrieben worden: »Bis heute vertrieb die israelische Armee eine Million Palästinenser« (S.29). Richtig ist dagegen,

1. Markiere auf der Landkarte die beiden Städte Bethlehem und Jerusalem.
2. Klebe einen Pappstreifen als Mauer zwischen die beiden Städte.
3. Die Mauer von Masha. Skizziere die Lage von Yishaks Haus zwischen Beton und Stacheldraht.



Auszug aus einem Arbeitsblatt zum Grundschullesebuch *LolliPop* 3/4, zu S. 28/29
© Cornelsen Verlag, Berlin 2008



tinensischen Bevölkerung nicht plausibel erklären. Es handelt sich bei der Hamas um eine gleichermaßen politische wie religiöse Organisation, die innerhalb der palästinensischen Gesellschaft auch soziale Funktionen erfüllt (...)« (S. 165). Hier wird eine Terrororganisation, deren in der Charta festgeschriebenes Ziel die Vernichtung Israels ist, verharmlost. Das Schulbuch bescheinigt der Hamas »legitime« Motive, indem sie als »gleichermaßen politische wie religiöse Organisation« bezeichnet wird. Mit der Unterscheidung zwischen Israel und dem Westen wird Israel zudem aus der westlichen Welt ausgeschlossen. Die Verharmlosung von Terrorismus sowie das Zubilligen von »erklärenden« Motiven findet sich auch in anderen Schulbüchern: »Dieser bewaffnete Aufstand ist, ganz einfach, der Freiheitskampf des palästinensischen Volkes gegen die seit 1967 bestehende israelische Besatzung« heißt es in einem Text von Uri Avneri im Schulbuch *Thema Geschichte, der Islam und die westliche Welt – Konfrontation, Konkurrenz, Kulturaustausch* (S. 179).

Was Lehrer ihren Schülern zum Thema Selbstmordanschläge vermitteln sollen, erfährt man aus den Handreichungen für den Unterricht zum Schulbuch *Forum Geschichte 4*: »Festzuhalten ist, dass der Begriff »Selbstmordattentat« westlich geprägt ist: Aus der Sicht des Islam, der den Selbstmord verbietet, sterben die Attentäter den Märtyrertod, der Ruhm in dieser und das Paradies in der jenseitigen Welt verheißt. Ihren Hinterbliebenen wird zu diesem Ereignis gratuliert« (S. 119). Hier wird Mord zum »Ereignis« und damit wegdiskutiert. Bei so viel Äquidistanz und postmodernem Verständnis für unterschiedliche »Narrative« werden Palästinenser als Andere, für ihre Taten nicht verantwortliche Personen, konstruiert und Terroranschläge in rebellischer Opposition zum Westen romantisch verklärt.

Im Grundschullesebuch *LolliPop* ist der Satz zu lesen: »Manche Palästinenser sind sogar bereit, für ihre Ziele zu töten« (S. 29). Damit werden Terroranschläge nicht nur verharmlost sondern als politisches Mittel legitimiert: Die Terroristen morden nicht etwa, sondern »töten für ihre Ziele«. Dagegen werden Angriffe der israelischen Armee, die dem Ausschalten von Terrorzellen dienen, mit Terroranschlägen gleichgesetzt, indem der Eindruck erweckt wird, es handle sich bei den Aktionen der israelischen Armee um Vergeltungsangriffe. »(...) jedes Mal schlägt Israels Armee zurück«, heißt es in dem Text (S. 29). Mit diesem Satz wird Israel ein Vorgehen nach der christlich-antisemitischen Vorstellung eines »jüdischen Racheprinzips« unterstellt, ohne dieses explizit zu erwähnen. Die legitime militärische Verteidigung steht dadurch mit dem Mord an Zivilisten auf der gleichen unmoralischen Stufe.

Den Universalismus zivilisatorischer Werte vermitteln

Israel wird in den untersuchten Schulbüchern ausschließlich als Konfliktregion dargestellt. Israel als einzige Demokratie im Nahen Osten, in der die individuelle Freiheit, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, von Homo- und Heterosexuellen, Liberalismus und Pluralismus Grundsätze des Staates sind, wird komplett ausgeblendet. Oft fehlen wichtige Fakten, die zum Verständnis der Geschichte des arabisch-israelischen Konflikts notwendig sind.

Antisemitismus kommt in den Schulbuchtexten im Zusammenhang mit dem arabisch-israelischen Konflikt generell nicht vor. Mit der Übernahme palästinensischer Propaganda und antisemitischer Stereotype finden sich hier schließlich Anknüpfungspunkte für die israelfeindliche, antisemitische Rezeption der Geschichte der Staatsgründung Israels und des arabisch-israelischen Konflikts durch



Schülerinnen und Schüler.

Insbesondere für Deutschland gilt aufgrund seiner besonderen Verpflichtung gegenüber Israel das unbedingte Gebot einer an Fakten orientierten, fairen Darstellung Israels im Schulunterricht. Kinder und Jugendliche sollen Kenntnisse über die Notwendigkeit der Errichtung eines jüdischen Staates, in dem Juden frei von Bedrohung leben können, sowie über die Geschichte der Staatsgründung Israels erwerben. Sie sollen wissen, dass Israel ein demokratischer Staat und ein integraler Bestandteil der westlichen Welt ist. Die Geschichte der Staatsgründung Israels muss daher als verbindliches Thema in den Rahmenplänen verankert werden. Im Mittelpunkt der Entwicklung der Urteilskompetenz von Schülerinnen und Schülern muss der Universalismus zivilisatorischer Werte stehen.

Angesichts der antisemitischen Entwertung auf den Straßen der Bundesrepublik und in Europa, die bis hin zu Mordanschlägen auf Juden und Israelis reicht, ist eine umfassende Revision und Überarbeitung der Schulbuchtexte sowie der Arbeitsblätter und Handreichungen für Lehrer dringend geboten.

Quellen:

- Forum Geschichte 12 – Bayern, Oberstufe von Bäuml-Stosiek/Jäger/Winberger, Cornelsen, Berlin 2010
- Forum Geschichte 4 – Hessen. von Regenhardt/Tatsch u.a., Cornelsen, Berlin 2003
- Forum Geschichte 4 – Hessen. Vom Ersten Weltkrieg bis heute; Handreichungen für den Unterricht von Asch/Glaubitz/Luxbacher u.a., Cornelsen, Berlin 2003
- LolliPop Lesebuch 3./4. Schuljahr von Dorst/Mertens/Schnitzler, Cornelsen, Berlin 2008
- Horizonte 12 – Geschichte für die Oberstufe in Bayern von Baumgärtner/Rogger/Weigand, Westermann, Braunschweig 2010
- Myths and Facts. A Guide to the Arab-Israeli Conflict von Mitchell G. Bard, 2012
- Thema Geschichte. Der Islam und die westliche Welt – Konfrontation, Konkurrenz, Kulturaustausch von Wunderer/Giesing/Grutzpalk, Schroedel, Hannover 2003
- Webseite des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung: <http://www.gei.de/forschung.html>

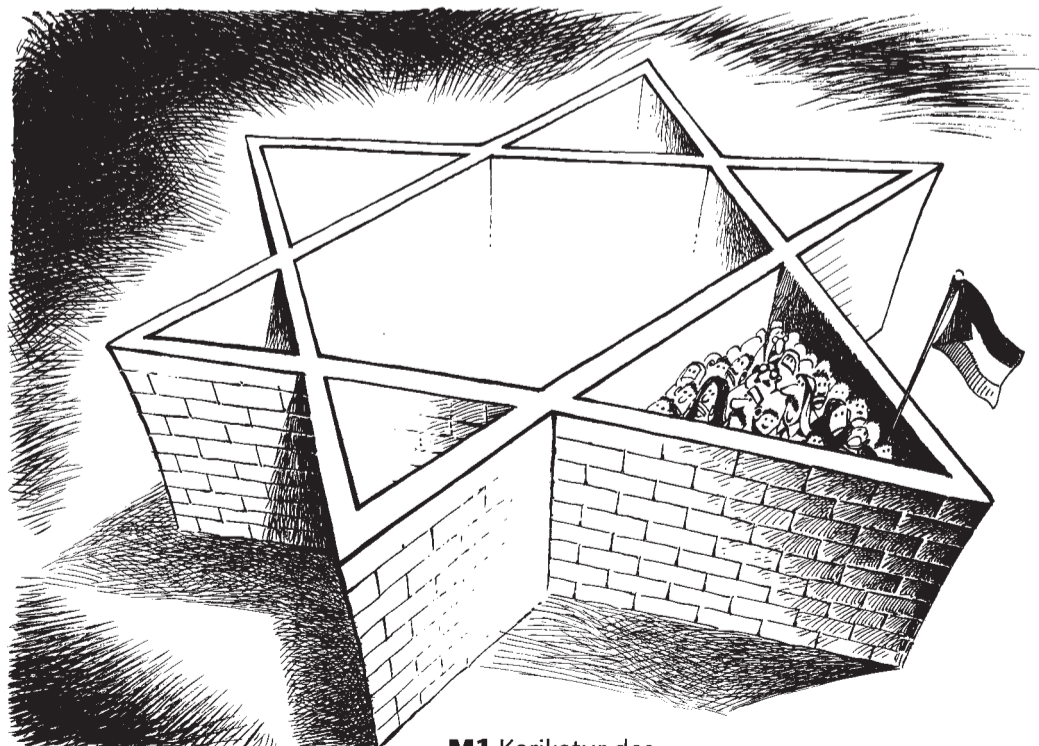
Kirsten Tenhafen ist Mitglied der Schulbuchgruppe der Organisation Scholars for Peace in the Middle East e. V. (SPME), die das Israelbild in deutschen Schulbüchern untersucht, und arbeitet als Lehrerin in Berlin.

Der Nahost-Konflikt: Israelis und Palästinenser

Kopiervorlage 3

Name: Klasse: Datum:

In den Osloer Verträgen wurde der palästinensischen Bevölkerung Israels ein Selbstverwaltungsrecht in einzelnen Regionen des besetzten Westjordanlandes und im Gazastreifen zugestanden. Nach dem Ausbruch der zweiten Intifada sind die Autonomiegebiete vom israelischen Militär wieder abgeriegelt worden. Im Juli 2002 wurde mit der Errichtung eines elektrisch gesicherten Grenzzaunes zum Westjordanland begonnen, um die Zahl der Selbstmordattentate zu verringern.



M1 Karikatur des französischen Zeichners Chappatte

Diese Karikatur mit dem nebenstehenden Text wird als Handreichung für den Unterricht in Jahrgangsstufe 10 im Schulbuch Forum Geschichte 4 zur Analyse angeboten. Gefragt wird unter anderem: »Auf welche Situation, auf welches Ereignis bezieht sich die Karikatur? Was sagt die Karikatur über das Thema aus? Wie ist die Position des Zeichners zum Thema? Welche Wirkung könnte die Karikatur haben?«
© Cornelsen Verlag, Berlin 2003

Noch einen schönen Tag

Ein Essay von Viola Roggenkamp

Um uns miteinander zu verständigen, gebrauchen wir die Sprache, im Vertrauen darauf, verstanden zu werden. Doch kann kein Wortzusammenhang wiedergeben, was gefühlsgenau ausgedrückt werden soll, und die Zuhörenden verändern gemäß ihrer Möglichkeiten den Sinn des Gehörten, um verstehen zu können, und glauben dann, verstanden zu haben. Dennoch ist nicht überraschend, dass trotz der Unmöglichkeit der genuinen Übermittlung als auch der niemals unverfälschten Aufnahme, es zu Erkenntnissen kommen kann, die dem sehr nahe sind, was nicht ausgesprochen sein wollte.

Vertrauen haben, etwa in die Verständigung durch Sprache, Vertrauen an sich wird im Deutschen mit Glauben gleichgesetzt, mit dem Glauben schlechthin. Für Juden ist nicht der Glaube höchstes Gut, sondern das Gesetz, und das Gesetz ist das Wort, das Wort in seiner Bedeutung, was unterschiedliche Auslegungen einschließt. Wenn der Allmächtige mit Weltuntergang droht, vertraut Abraham nicht darauf, dass Gott schon nicht so sein wird. Der Jude schachert mit dem Allmächtigen um Bedingungen. Vielleicht gibt es fünfzig Gerechte? Sollen die mit untergehen? »Fern sei von dir, solches zu tun, zu töten den Gerechten mit dem Frevler, dass der Gerechte sei wie der Frevler.« Der Jude nimmt Gott beim Wort. »Der Richter der ganzen Erde sollte nicht üben Gerechtigkeit?« Wir Juden verlassen uns auf unser Misstrauen.

Ich bin nicht eingeladen, und darum gehe ich hin. Ich will dabei sein, wenn sie über Juden reden. Ich will hören, wie sie über Juden reden. Ich weiß, wo sie über Juden reden werden und ab wann. Ab 9 Uhr in der 8. Klasse eines deutschen Gymnasiums. Ein Institut, das die Vergangenheit der Juden erforscht und archiviert, will eine Mitarbeiterin schicken. Außer dem Lehrer und mir sind erst wenige Schüler da. Der Lehrer ist nervös. Juden stehen im allgemeinen nicht ausdrücklich auf deutschen Lehrplänen. Er habe nichts vorbereitet, sagt der Lehrer zu mir. »Ich dachte, dass sei jetzt ein Gesamtpaket vom Institut. Auf jeden Fall nicht, dass ich das machen sollte.«

Er vermeidet ein Wort. Es ist das Wort, um das es hier heute gehen soll: Juden. Er vertraut darauf, dass ich weiß, was er meint, denn er weiß, wer ich bin. Ich bin die Jüdin. Da drängen weitere Schüler in den Raum, 15jährige mit Skateboard unterm Arm, und dahinter kommt das Gesamtpaket: drei Frauen, ein Mann. Der Mann baut alles auf, was man heute so bei sich hat, wenn man ein Thema präsentieren will. Als er damit fertig ist, drückt er auf einen Knopf.

»Was fällt Euch zum Thema Judentum ein?« leuchtet die Schrift von der Wand. Die Expertin lächelt in die Runde.

Juden-Experten sind meistens keine Juden. Ethnologen gehören selten dem Volk an, über das sie forschen. Die Gründe, weshalb sich etwa Nachkommen der europäischen Kolonialherren für afrikanische und asiatische Völker interessieren, sind persönliche Gründe. Man möchte zeigen, dass man kein Rassist ist wie die

Vorväter. Man hat Schuldgefühle für schwerste Verbrechen gegen die Menschheit, begangen von der weißen Rasse, zu der man gehört. Man strebt eine Wissenschaftskarriere an über das maltratierte Volk. Auch wollte man schon immer mal dort hin.

Mein Misstrauen läuft auf Hochtouren. Das ist seine normale Geschwindigkeit. Es ist nicht bei allen Juden so, möchte ich hinzufügen, damit man es nicht etwa für typisch jüdisch hält. Ich kenne Juden, die unerschütterbar auf das Gute im Menschen vertrauen und mich dafür verantwortlich machen werden, dass es wieder soweit gekommen ist, wenn es soweit wieder gekommen sein sollte.

Angenommen, es wäre um die Deutschen gegangen, hätte dort an der Wand im Klassenzimmer das Wort Deutschtum gestanden? Gewiß nicht. Deutschtum? Gemütlichkeit, Vereine, Hitler, Knackwurst. Dagegen: Was fällt euch zu den Deutschen ein? Fußball, Wiedervereinigung, Mülltrennung, Wirtschaftsmacht.

Warum heißt es nicht: Was fällt euch zu den Juden ein? Wegen der Deutschen. Deutsche glauben, fürchten, ja, sie vertrauen ängstlich darauf, – wer »die Juden« sagt, wird für antisemitisch gehalten, weil ja eben auch Antisemiten »die Juden« sagen.

Im Radio und im Fernsehen sagen sie Holocaust, wenn sie das meinen, wofür man in Deutschland und Österreich kein eigenes Wort finden kann, das überschriftentauglich und zeitsparend ist. Holocaustgedenktag in Israel sagt der Deutschlandfunk. Warum sagen sie nicht Gedenktag der Schoa, da es um Israel geht? Bei Ramadan sagen sie doch auch Ramadan. Schoa ist das hebräische Wort für Katastrophe. Holocaust ist als Bezeichnung für den Völkermord an den Juden denkbar ungeeignet. Sakrales Brandopfer. Eine Beschönigung, eine Verklärung zum heiligen Akt sogar. Obgleich Deutsche es schwer haben, Holocaust richtig auszusprechen, halten sie daran fest. Vielleicht ist Schoa den Leuten zu jüdisch?

Israel, sagt das Radio, gedenke »der Judenverfolgung und der sechs Millionen Toten«. Es folgt die Sendung »Haben Tiere eine Seele?« Welcher sechs Millionen Toten? Wie sind die zu Tode gekommen? Und was hat es mit dem Wort »Judenverfolgung« auf sich? Das Wort »Judenverfolgung« ist praktisch. Es nimmt wenig Raum ein, und es säubert die Radiosprache von dem, was Auschwitz ist. Aber was ist Auschwitz? Vertraue ich dem deutschen Rechtschreibprogramm im Computer, wird mir Auschwitz durch ausschwitzen korrigiert. Leser dieser Fehlleistung, die ja eine programmierte, eine seelenlose Fehlleistung ist, werden durch die Wirkung (sarkastisch, zynisch, absurd) einem Wahrheitsgehalt des Begriffs Auschwitz näherkommen, als in der ihnen allgemein gewohnten Weise.

Theodor W. Adorno benennt in seinem Hauptwerk *Negative Dialektik* (1966) den Verblendungszusammenhang, den Begriffe in gesellschaftlichen Zusammenhängen erfüllen sollen und erfüllen. Auschwitz und Holocaust als Begriffe bewirken eine sinnentleerte Versöhntheit, die Widersprüche erstickt. Zu einem



Viola Roggenkamp

Begriff ist in der deutschen Sprache die Formulierung »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« geworden. Dieser Begriff verdient alle Aufmerksamkeit. Man hört und liest diesen Begriff in deutschen Medien, wenn es um aktuelle Verbrechen geht, die in der heutigen Welt an Volksgruppen begangen werden.

Crime Against Humanity ist ein juristischer Begriff aus dem Englischen, und ging in den deutschen Sprachschatz über, als im November 1945 in Nürnberg einzelnen Führern des Nazi-Regimes der Prozess gemacht wurde. Zugrunde lag dem Gerichtsverfahren das Londoner Statut. Crime Against Humanity ist ein Begriff des Internationalen Rechts. Das Wort humanity bedeutet laut Oxford Dictionary: 1. the humane race; mankind – also die Menschheit, 2. humane nature – menschliche Wesensart, 3. quality of being humane – Menschlichkeit.

In Deutschland wird »Crime Against Humanity« mit »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« übersetzt, und Hannah Arendt nennt diese Wortwahl zu Recht »die maßloseste Untertreibung des Jahrhunderts«. Nämlich, »als hätten es die Nazis lediglich an »Menschlichkeit« fehlen lassen, als sie Millionen in die Gaskammern schickten«. (In: *Eichmann in Jerusalem*, 1965). Dagegen seien Verbrechen gegen die Menschheit Verbrechen »an der Menschheit im eigentlich Sinne, nämlich am Status des Menschseins oder an dem Wesen des Menschgeschlechts«.

Im April 2014 haben Islamisten 230 überwiegend christliche Mädchen aus Schulen in Nigeria entführt, um sie als Sklavinnen zu verkaufen. Es war eine Gewaltdemonstration, wie die Welt sie – man muß es leider sagen – inzwischen

von islamistischer Seite kennt. Mädchen und Frauen sollen ungebildet bleiben. Das war die Botschaft. In der offiziellen Sprache Deutschlands ist diese brutale Massenentführung mit noch unübersehbaren Folgen für jedes einzelne Mädchen, ein »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« und nicht etwa gegen die Menschheit. Als gehörten Frauen wie Juden nicht dazu.

Gegen die Menschlichkeit, gegen Gesetze von Anstand, von Nächstenliebe zu verstoßen, ist nicht dasselbe, wie sich an der Menschheit zu vergehen. Die von Deutschland gewählte Formulierung »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« benennt nicht das tatsächliche Verbrechen. Sie ist vielmehr ein Appell an etwas, worauf es keinen Rechtsanspruch gibt: Vertrauen in Menschlichkeit.

Das menschliche Miteinander, sei »schlechterdings nicht möglich«, sagt Hannah Arendt, »ohne ein schwer zu fassendes, aber grundsätzliches Vertrauen in das Menschliche aller Menschen«. Doch dieses Weltvertrauen, wie Jean Améry es nennt, kann zerstört werden, und zwar durch den anderen. Wie das geschah und geschieht, was von wem getan und was von wem erlitten wurde, in offiziellen Reden heißt das »unnennbares Leid«, davon kann durchaus berichtet werden.

Jean Améry überlebte deutsche Vernichtungslager. Über seinen seelischen Zustand schrieb er vierzig Jahre danach: »Nicht das Sein bedrängt mich oder das Nichts oder Gott oder die Abwesenheit Gottes, nur die Gesellschaft: denn sie und nur sie hat mir die existentielle Gleichgewichtsstörung verursacht, gegen die ich aufrechten Gang durchzusetzen versuche. Sie und nur sie hat mir das Weltvertrauen genommen.« (In: *Jenseits von Schuld und Sühne*, 1966.)

Die Gesellschaft, von der hier die Rede ist, hat sich nicht an der Menschlichkeit vergangen, sondern millionenfach an Menschen. Die Entscheidung, von »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« zu sprechen, und ausdrücklich nicht von »Verbrechen gegen die Menschheit«, den Tatbestand anders zu nennen, als es die internationale Gerichtsbarkeit tut, gerade hierbei einen deutschen Sonderweg zu gehen, könnte auf den Teil der Geschichte verweisen, der unerzählt bleibt. Nämlich das starke Bedürfnis, sich dem allgemeinen Rechtssystem zu verweigern, und was geschehen ist, über Gesetz und Strafe stellen zu wollen. Die immer wieder betonte Einmaligkeit der Schoa obendrein soll helfen, das zu begründen.

Seit über einem Jahr verhandelt das Oberlandesgericht München gegen eine terroristische Vereinigung namens Nationalsozialistischer Untergrund (NSU). Morde und Mordanschläge aus rassistischen Motiven, erklärtermaßen begangen in der Kontinuität des Hitlerschen Nationalsozialismus, den die BRD bewältigt glaubte, von dem die DDR meinte, ihn bei sich ausgerottet zu haben. Wer möchte dem Zufall vertrauen, wenn just dann Ermittlungsunterlagen über rechtsradikale Gruppen vernichtet werden, da ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss und die deutsche Gerichtsbarkeit sich mit den Mordtaten des Nationalsozialistischen Untergrunds befassen?

Ich unterstelle einem deutschen Beamten nicht den Vorsatz, bedeutendes Material zu deutschen Rechtsradikalen absichtlich vernichtet zu haben. Denkbar aber ist die innere Neigung, trotz aktuellen Interesses termingenaue Akten schreddern zu lassen. Ich unterstelle die innere Neigung, den angesammelten rechtsradikalen Dreck lieber zu entsorgen, statt wenigstens anzufragen, ob man Interesse habe. Ich unterstelle die Neigung, damit nichts zutun haben zu wollen, weil man etwas damit zutun hat.

In der Schulklasse werden große, weiße Bögen verteilt und dicke Filzstifte. Es wird in fünf Gruppen gearbeitet. Ich gehe zwischen den Tischen hindurch. In jeder Gruppe wird in großen Buchstaben das Wort Judentum in die Mitte des Papiers geschrieben und umkringelt. Dann fallen die Treffer: KZ, Nazis, Hitler. Das kommt zuerst und hat alles mit Deutschtum zutun. Die Expertin sieht das offenbar nicht so. Sie nickt zustimmend, und mir wird klar, diesen Teil ihrer Vergangenheit haben die Deutschen bei uns Juden deponiert.

»Die Juden wurden schon immer gehaßt, nicht bloß in der Nazizeit.« Ein Schüler mit dunklen Locken beharrt darauf, diesen Satz hinzuschreiben. Den Filzstift hält der Blonde mit dem Kurzhaaarschnitt fest in der Faust. »Nicht mehr nach 1945«, behauptet er, und dann solle auch Gaza dort stehen, und dass die Juden in Israel den Palästinensern ihr Land weggenommen haben. Aber auch das schreibt der Blonde nicht hin. Etwas hindert ihn. Ihn hindert die fixe Idee, nach alledem dürfe ein Deutscher die Politik Israels nicht mal kritisieren. Diesen Gedanken vertritt eine Mehrheit in Deutschland, und gemeint ist: Danach dürfe ein Deutscher den Juden nichts mehr tun, was nicht etwa ein Schuldeingeständnis ist, sondern eine Beschwerde.

Ich ermutige den Schüler, beides aufzuschreiben, und er tut es. Die Juden wurden immer gehaßt. Gaza und Besatzungsmacht Israel. Der Lehrer schaut zu. Ihm

sind jetzt die Israelis, wie sie da auf dem großen Blatt Papier neben Gaza stehen, unangenehm vor mir. »Kauft nicht bei Israel.« Das würde ich gern dazuschreiben. »Jude, das ist eine Religion«, sagt der Lehrer leise zu der Juden-Expertin. Hört sich in meinen Ohren an wie weniger schlimm. Das müsse man den Schülern auch einmal sagen, drängt er.

»Tun Sie mir das nicht an«, mische ich mich ein. »Juden sind Juden, so wie Deutsche eben Deutsche sind. Ich bin Jüdin, aber ich bin überhaupt nicht religiös.«



Ein typisches Gymnasium in der Bundesrepublik (hier zufällig ausgewählt: Helene-Lange-Gymnasium Hamburg) Foto: Wikimedia

Der Lehrer wird nervös, er greift nach meinen jüdischen Wurzeln. »Lassen Sie die Wurzeln«, sage ich zu ihm. »Ich bin keine jüdische Wurzel, ich bin Jüdin und Deutsche.« Die Expertin für Judentum ist unzufrieden mit mir. Ich habe den Hintergrund verlassen. Sie verwaltet die deutschen Juden. Ich störe dabei.

Heutzutage sind Juden nach deutschem Verständnis nicht aus Deutschland, sondern aus Israel, Amerika, Osteuropa und Rußland. Oder sie sind Zeitzeugen. Dann können sie Deutsche gewesen sein. Aber die Zeitzeugen, klagen die Juden-Exper-

ten, sterben aus. Bald könne man nur noch Filme zeigen und Tonbänder abspielen.

Und was ist mit mir? Ich bin mit Zeitzeugen aufgewachsen. Zeitzeugen haben mich in die Welt gesetzt, mir das Laufen beigebracht, mich bewacht, mich aus dem Schlaf gerissen und mir eingeschärft, darüber zu schweigen, dass ich Jüdin bin.

»Ja, aber«, sagt man mir, »die Schüler wollen richtig Schlimmes hören, und da haben Sie, Frau Roggenkamp, ja nicht wirklich etwas zu erzählen.«

Stimmt. Ich bin danach geboren. Aber das Leben geht doch weiter. Die am helllichten Tag Ermordeten, ermordet von zwei Ostdeutschen in westdeutschen Großstädten, sie waren aus der Türkei, einer aus Griechenland, sie waren Händler und Handwerker, fleißige Leute, selbstständig, tüchtig, mit ihren Familien gut integriert in die deutsche Gesellschaft. Man las von den Mordtaten und wunderte sich nicht. Wen erfasste Unbehagen? Wen Misstrauen? Man vertraute den ermittelnden Behörden. Man wollte ihnen vertrauen. In solchem Vertrauensvorschuss nisten verborgene Gefühle, heimlicher Groll und vorgefasste Gleichgültigkeit. Sie fanden ihren Ausdruck in der Presse, in der überschrifttauglichen Wortfindung: »Döner-Morde«.

Gegen wen Groll? Man hat es zu tun mit muslimischer Jugend in der deutschen Diaspora, mit unbedeutenden jungen Leuten, die sich Bedeutung zu geben versuchen, indem sie ihre deutsche Umwelt nach Laune terrorisieren. Wer sich ihnen entgegenstellt, den beschimpfen sie als »Nazi!« Sie wissen, das ist das Wort, vor dem weichen Deutsche zurück. Grob effektiv greifen sie danach. Für sie selbst, seien ihre Familien aus der Türkei, aus Syrien, dem Libanon, Palästina oder Irak, Iran, ist der »Nazi!« ein Faszinosum. Sie teilen dessen Hass auf die Juden und auf Israel.

In dem so gebrandmarkten Deutschen rührt das schwer beleidigende Unwort in

diesem Augenblick, durch diesen Übergriff ins eigene Seelische, an die Last des historischen Erbes, an lähmende Wut. Als Jüdin möchte ich den Deutschen zur Hilfe eilen, ich möchte ihnen zurufen, lasst euch das nicht bieten von diesen Profiteuren der Schoa. Solche Muslime dealen mit eurem historischen Schuld-Erbe.

Im Radio höre ich eine Frau, die sich Gedanken macht. Sie frage sich, ob muslimische Kinder, wenn sie in Deutschland zufällig in eine Kirche gerieten, durch den Anblick von Jesus am Kreuz, fast nackt, halbtot und gekrümmt vor Schmerzen, traumatisiert werden könnten? Warum fragt diese Frau sich nicht dasselbe mit Blick auf jüdische Kinder? Zugegeben, es leben viel mehr Muslime in Deutschland als Juden, viel mehr Muslime als jemals Juden in Deutschland gelebt haben. Sollte ich damit zufrieden sein, dass dieser Gedanke überhaupt mal aufkommt? Ich bin es nicht. Ich misstrauere der Einfühlung. Wenn muslimische Kinder durch den Anblick eines am Kreuz hängenden, halb nackten Mannes traumatisiert werden könnten, warum dann nicht alle Kinder? Auch christliche Kinder.

Einer Schülerin ist zum Judentum noch etwas eingefallen. Das Wort Jeans lese ich. Guter Einfall! Levi's. Die jüdischste Jeans, die sich denken läßt. Fast alle in der Klasse tragen Jeans.

Da stehe nicht Jeans, korrigiert mich die Juden-Expertin, da stehe Jesus.

Ich muß zur Augenärztin, und morgen ist Rosch haSchana und dann kommt Jom Kippur. Das Urteil über jeden von uns wird an Rosch haSchana eingetragen ins Buch des Lebens, das offen bleibt bis Jom Kippur. Dann wird es besiegelt. Ob man in der Welt bleiben darf. Ob man sie verlassen muss. Kostbare zehn Tage der inneren Einkehr und, wenn möglich, Umkehr. Die kürzeste Psychoanalyse, die man machen kann.

»Noch einen schönen Tag«, ruft mir die Juden-Expertin nach, als ich gehe. Mich umzudrehen in dem einen noch schönen Tag, den sie mir wünscht, um ihr zu sagen, sie könne mir mal schana towa wünschen, so viel müsste sie doch wissen als Juden-Expertin, das fällt mir erst draußen ein, vor der Tür.

THEATER AUF HEBRÄISCH MIT DEUTSCHEM UNTERTITEL

PAULA lebt nicht wo sie geboren wurde. Die Sprache, die sie spricht, ist nicht wirklich ihre eigene. Eine Frau mit viel Erfahrung im Einpacken und Weiterziehen begegnet einer neuen Herausforderung: Heute wird sie das luxuriöse Haus des Premier Ministers verlassen und von neuem beginnen - in einer »Hütte« mitten in der Wüste.

Eine Adaption des liebenswürdigen Stücks von Motti Lerner, basiert auf der Biographie und dem Charakter von Paula Ben-Gurion – Israels erste First Lady. Durch den Schleier der Zeit, Ort und Kultur gesehen ist die Berliner Produktion von Paula eine hochaktuelle (und amüsante) Reflexion über das fremd sein, die Immigration und ihrer Umstände in einer Stadt die zur »Hütte in der Wüste« wird, für eine immer größer werdende Zahl israelischer Immigranten.

**Regie: Raz Weiner, Schauspiel und Produktion: Hila Rubinstein
Musik: Uri Mohilever**

**Am 5.11./12.11. in der Kultstätte KELLER, Karl-Marx-Straße 52, Berlin
Preise zwischen 6,50 bis 12 €**

Reservierungen unter: paulaiswaiting@gmail.com



Eine Mischung aus Poesie und Schrecknis

Edgar Feuchtwanger erinnert sich an einen Nachbarn namens Hitler

Von L. Joseph Heid

Edgar Feuchtwanger ist Historiker, hat an verschiedenen englischen Universitäten unterrichtet, auch in Frankfurt/Main, und ist ein weltläufiger Mann. Er hat am 28. September 2014 seinen 90. Geburtstag gefeiert, Zeit für ihn, seinen Blick auf die Jahre seiner Kindheit und Jugend in München zurückzuwerfen, als er als Fünfjähriger im Jahre 1929 miterlebt, wie gegenüber seinem Elternhaus in der Münchner Grillparzerstraße 38 im piekfeinen Stadtteil Bogenhausen ein neuer Nachbar einzieht. Der Mann heißt Adolf Hitler. Edgar Feuchtwanger ist gerade vierzehn, als er im Jahre 1939 von München mit seiner Familie nach England fliehen muss. Der Nachbar indes behält seine Wohnung in der zweiten Etage des Hauses Prinzregentenplatz Nr. 16.

Der neue Mieter von Gegenüber: unheimlich, gefährlich, böse und er hasst die Juden. Hitler werde eines Tages der »Chef« sein und alle Juden töten. So spricht man über ihn im Familienkreis. Dieser Mann ist in der Familie omnipräsent. Wenn der kleine Edgar unter dem Wohnzimmertisch hockt, um den die Familie mit ihren Verwandten und mit Freunden häufig sitzt, schnappt er verstehenshungrig nach den Brocken, die die Tischgesellschaft über den seltsamen Nachbarn vernehmen lässt.

Ludwig Feuchtwanger, Edgars Vater, ist gelernter Jurist, Lektor und geschäftsführender Direktor des renommierten Verlags Duncker & Humblot in München und Leipzig und Autor jüdischer Studien, hat, wie die meisten Feuchtwangers, mit Literatur zu tun. Es geschieht, dass er seinen Sohn Edgar beauftragt, dem unweit wohnenden Thomas Mann ein Buch zu bringen. Wie alle anderen acht Feuchtwanger-Geschwister ist Ludwig Feuchtwanger weder religiös noch überhaupt gläubig. Seine Analyse über den radikalen Hitler ist einfach: Er macht sich nicht mehr selbst die Hände schmutzig. Er bleibt am Rande der Legalität und versteckt sich hinter den Vorhängen seiner Wohnung.

Regelmäßig lassen sich die nahen Verwandten bei den Feuchtwangers sehen. Und wenn Onkel Lion, der älteste und zugleich berühmteste der Feuchtwanger-Brüder, zum Abendessen kommt, ist es ein besonderer Tag – dann gibt es auch schon mal Zores. Der Streit bezieht sich auf den Mann von der gegenüberliegenden Seite. Lion beschäftigt sich in seinem Roman, an dem er gerade arbeitet, ausführlich mit Hitler. »Erfolg« soll der Schlüsselroman heißen und in der Figur des Rupert Kutzner ist unschwer Adolf Hitler zu erkennen. Einmal gibt Ludwig Feuchtwanger zu Bedenken, Hitlers »Mein Kampf« sei das meistverkaufte Buch in Deutschland, doch Lion widerspricht vehement: Sein »Jud Süß« verkaufe sich am besten.

An einem Abend bringt Lion Feuchtwanger das Opernlibretto seines Freundes Bertolt Brecht mit, »Die Dreigroschenoper«, und verkündet, dass der Titel von ihm, Lion, stamme. Die schlechten Titel habe er Brecht ausgedreht.

Es sind illustre Gäste, die zu Besuch kommen: Die Soziologen Werner Sombart und Robert Michels ebenso wie der Religionsphilosoph Martin Buber. Nur gleichzeitig dürfen sie ihrer unterschiedlichen Ansichten wegen nicht kommen. Ab und zu erscheint der sprachmächtige Staatsrechtler Carl Schmitt, Vaters Lieblingschriftsteller, persönlich bekannt mit Hitler. Unter Feuchtwangers Lektorat erscheinen Schmitts erste Veröffentlichungen bei Duncker & Humblot. Ein fast zwanzig Jahre währender Briefwechsel zwischen Lektor und Autor, dessen ideologische Nähe zum Nationalsozialismus einen Schatten auf die Korrespondenz wirft, wurde 2007 veröffentlicht.

In den Ohren Edgars klingt das, was die Erwachsenen über Hitler erzählen, bedrohlich. Edgar wünscht sich, Hitler würde woanders wohnen, oder dass man ihn im Schloss des Märchenkönigs Ludwig einschliesse. Ohne Unterlass kreisen die Gespräche immer wieder um die Nazis und Hitler. Das gilt umso mehr, nachdem Hitler zur Macht gekommen ist. Aus dem Fenster seiner großzügigen 397 Quadratmeter-Prachtwohnung mit einer

sagenhaften Jahresmiete von 4.176 Reichsmark, nimmt Hitler vom Balkon aus manchmal die Huldigungen der braun uniformierten Horden entgegen, die ihm ihre Arme entgegenstrecken.

Wenn Edgar mit Rosie, dem treuen Kindermädchen im nahegelegenen Park spazieren geht, müssen sie am Haus des »Herrn Hitler« vorbei. Rosie geht dann instinktiv schneller und hört ihrem Schützling nicht mehr zu. Einmal riskiert Edgars Schwester Dorle einen Blick auf die Namen an der Haustür und stutzt: Anstelle des Namens »Hitler« steht dort »Winter«. Das ist der Name von Hitlers Haushälterin. Edgar kann von seinem Zimmer aus in die Hitlersche Wohnung blicken und hinter den grauen Vorhängen dessen Silhouette sich bewegen sehen. Es lässt sich auch nicht vermeiden, dass er ihm auf der Straße oder in der Praxis des Zahnarztes begegnet.

Für Edgar selbst ändert sich bei aller häuslichen Behütung ab 1933 der Alltag einschneidend. In der Schule spürt er die Ablehnung der »arischen« Mitschüler und erfährt, dass Onkel und Tanten nach und nach Deutschland verlassen, inzwischen verstreut in der Welt leben: Onkel Lion in Frankreich, zwei Tanten in Palästina, zwei andere Geschwister des Vaters in Prag. Und der Vater zögert zu emigrieren und arbeitet nunmehr als Herausgeber der Bayrischen Israelitischen Gemeindezeitung zu Hause, nachdem man ihn im Verlag den Chfessel vor die Tür gesetzt hat. Nach Nürnberg '35 darf Rosie nicht länger im Hause Feuchtwanger tätig sein.



Als im Frühjahr 1939 endlich das Visum für die Ausreise nach Großbritannien eintrifft, muss Edgar immer lächeln, wenn das Licht hinter den Fenstern des »Führers« angeht. Der Nachbar weiß nicht, dass er von einem 14-jährigen jüdischen Jungen beobachtet wird, weiß auch nicht, dass dieser eines Tages Zeugnis ablegen wird.

Das sind die frühesten Erinnerungen an seine Kindheit, die sich Edgar bewahrt hat und die er jetzt für die deutschen Leser freigibt. Es sind sinnliche Erinnerungen an eine Kindheit in Deutschland, eine Mischung aus Poesie und Schrecknis. Feuchtwanger, Jahrgang 1924, erzählt aus der Perspektive eines Heranwachsenden, der die stürmische Endphase der Weimarer Republik und die Anfangsjahre des Nationalsozialismus miterlebt. Damals, 1929, so ging es in der Familie herum, war Hitler weniger berühmt als Onkel Lion. Und nie vergaß man hinzuzufügen, dass Hitler Lion Feuchtwanger einmal in den Mantel geholfen und ihn auf der Terrasse vom Café Heck, wo der kleine Edgar von seinem Vater stets eine Zitronenlimonade bekam, mit »Herr Doktor Feuchtwanger« angesprochen habe.

1930 gerät Edgar einmal in einen Menschenauflauf vor dem Haus. Eine Arabeske nur, wenn nicht der plötzlich erschienene Hitler dem kleinen jüdischen Jungen von Gegenüber auf den Fuß getreten hätte. Aufmärsche gab es auf dem Prinzregentenplatz allenthalben – für oder, jedenfalls bis 1933, gegen den bekannten Anwohner – auch Demonstrationen, bei denen es Tote geben konnte. Und nach der Inmachtsetzung Hitlers war der Gehsteig vor dem Haus Nummer 16 immer dann gesperrt, sobald der »Führer« anwesend war. Die Autokolonnen vor dem Haus wurden mit der Zeit immer länger und die Gäste immer berühmter. Während Edgars Welt im Laufe der Jahre immer mehr zusammenschrumpfte, vergrößerte sich die des Nachbarn.

Edgar Feuchtwanger: *Als Hitler unser Nachbar war*. Siedler Verlag, München 2014, 222 S., 19,99 €, ISBN 978-3-8275-0038-0

TuS REISEBÜRO
Ihre Spezialität für ISRAELREISEN

Das Heilige Land

GRUPPENREISEN NACH ISRAEL

Ganzjährig möglich

AB 785€ pro Person ÜF/ DZ/ 1Woche
HOTEL, TRANSFERS, AUSFLÜGE

Buchen Sie über unser Reisebüro

Flüge nach Israel mit:

EL AL, ISRAIR, EasyJet, UP **AB 99€**

HOTELS:

TEL AVIV

Sea Net 3* | 7 Tage | ÜF p.P. ab 450€

JERUSALEM

Jerusalem Gold 3* | 7 Tage | ÜF p.P. ab 550€

NETANYA

Margoa 3* | 7 Tage | ÜF p.P. ab 385€

Ihr zuverlässiger Partner für organisierte Reisen

Flüge weltweit | Reiseberatung und Planung | Visum für GUS-Länder | Reisen auf Kredit

NEU EXCLUSIVE TOURS TuS Reisebüro

- VIETNAM ab 1920€ (15 Tage)
- SRI LANKA ab 1350€ (10 Tage)
- MADEIRA ab 699€ (7 Tage)
- GEORGIEN ab 650€ (7 Tage)
- ASERBAIDSCHAN ab 850€ (7 Tage)
- ST. PETERSBURG ab 450€ (4/5 Tage)

KUR URLAUB (Sanatorium)

Tschechien (Karlsbad) | 7 T | HP p.P. ab 350€

Polen (Kolberg) | 7 T | HP p.P. ab 250€

Litauen (Druskininkai) | 7 T | VP p.P. ab 388€

Kur am Toten Meer:

Kibbutz Ein Gedi + SPA Paket

DZ | HP p.P. ab 850€ p.P.

Hotel Lot 3* | DZ | HP p.P. ab 650€

Pauschalreisen Weltweit

Spanien ab 370€

Italien ab 470€

Zypern ab 360€

Emiraten ab 880€

Kuba ab 970€

Griechenland ab 480€

Türkei ab 385€

Kanaren ab 525€

Thailand ab 760€

Bali ab 990€

Adresse: Kantstr. 97, 10627 Berlin, Tel: 030/217 61 17, 375 911 31 E-Mail: info@tus-reisen.com Web: www.TUS-REISEN.com

Aus dem Shtetl ins Scheunenviertel

Salomea Genin erzählt das Schicksal ihrer ostjüdischen Familie

Von L. Joseph Heid

Die 1932 im Jüdischen Krankenhaus in Berlin-Wedding geborene und 1939 mit ihrer Familie nach Australien emigrierte Salomea Genin kehrte 1963 nach Deutschland zurück. Sie entschied sich aus Überzeugung für die DDR, überzeugt, in Ost-Berlin in den Teil Deutschlands übergesiedelt zu sein, von dem nie wieder Krieg ausgehen, kein Faschismus herrschen sollte und es keinen Antisemitismus gab. Gott und die Tora hatte sie inzwischen hinter sich gelassen, der Kommunismus war ihre Religion, die Partei ihre Kirche und ihre Repräsentanten erhob sie zu ihren Göttern. In der DDR changierte sie zwischen Atheismus und Kommunismus und wollte ihr Jüdischsein dennoch nicht vollständig aufgeben. Sie ließ sich voll und ganz auf diesen Staat ein und geriet dabei in Widerspruch mit sich selbst, indem sie sich bis 1982 als IM der Stasi anwerben ließ. Die jüdische Genossin und Stasi-Mitarbeiterin konnte sich Dinge erlauben, für die andere verhaftet worden wären. Ein zweifelhaftes Privileg.

Die Desillusionierung folgte auf dem Fuß: Die Tabuisierung der Juden im öffentlichen Leben der DDR ließ sie auf Distanz gehen zum System, sie legte – begleitet von Neurosen, Ängsten und Schuldgefühlen – Rechenschaft ab, brach mit dem Staat. Noch vor der Wende trat sie aus der SED aus und wurde Mitglied im »Neuen Forum«. Im Jahre 2009 machte sie ihren Irrtum in dem Buch mit dem selbstkritischen Titel »Ich folgte den falschen Göttern« öffentlich. Das im Ver-

lag für Berlin-Brandenburg neu aufgelegte Buch »Scheidl und Salomea« ist im engeren Sinne die Geschichte einer Tochter-Mutter (Scheidl)-Beziehung, doch ist es zugleich eine schicksalhafte Familiensaga einer aus dem galizischen Lemberg stammenden Ostjudenfamilie, die sie Anfang des 20. Jahrhunderts beginnen und im Mai 1939 mit ihrer eigenen Flucht aus Nazi-Berlin nach Melbourne enden lässt.

Genin beschreibt sehr anschaulich den Beginn der sozialdemokratisch-jüdischen Arbeiterbewegung, Poale Zion und lässt die Leserinnen und Leser zu Augenzeugen der Gründungsversammlung von 1910 werden. Der charismatische Begründer und Agitator Ber Borochoff tritt auf, der propagierte, die Juden müssten von einem Volk der Buchstaben zu einem Volk von Arbeitern und Sozialisten werden. In diesem Zusammenhang berichtet sie zugleich von ihrer ostjüdischen Familie Zwerling und dessen Patriarchen, der den imposanten Namen Schulim Schachner ha Cohen und einen grau melierten Bart trug. Seine Kinder und Kindeskiner brechen allmählich aus der Welt ostjüdischer Tradition sowie der Enge des Shtetls mit all ihren Bedrückungen und eines real-existierenden Antisemitismus aus – hinein in eine säkulare Welt, die Welt des Zionismus, in der Religion eine eher untergeordnete Rolle spielt.

Das jüdische Lemberg scheint ebenso auf wie das Berliner Scheunenviertel, wo es in jedem vierten Haus eine Synagoge oder Betstube (Schtibl) gab und die Straßen von bärtigen Männern in langen Kaftanen bevölkert waren. Über Berlin schrieb der großartige Joseph Roth ein-

mal: »Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin?«

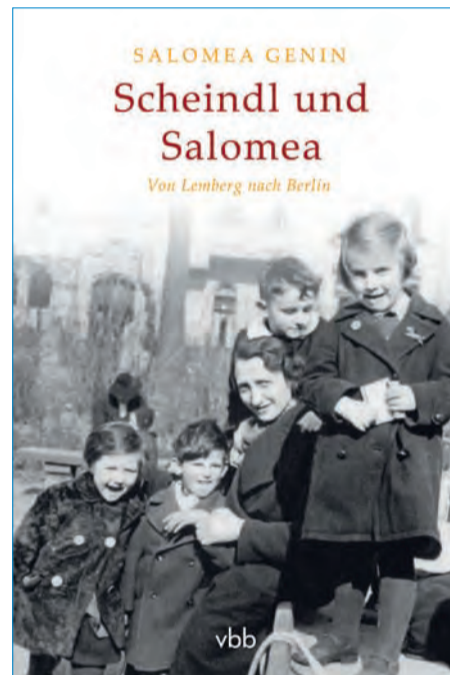
Doch für die Genins war die deutsche Hauptstadt, so glaubten und hofften sie, ein Ziel mit Perspektive. Das Berlin Weimars kannte keine antisemitischen Gesetze und Juden waren schon länger gleichberechtigte Bürger. Galt das aber auch für polnische oder gar staatenlose Ostjuden, die vor Krieg und Antisemitismus Richtung Westen geflohen waren? Als Zwischenstation auf dem Weg nach Amerika, so dachten viele osteuropäische Juden, war Berlin ein geeigneter Ort. Man blieb hier einfach hängen. Die Ernüchterung kam schnell: Auch in Berlin gehörte ein virulenter Antisemitismus zum All-

tag. »Für unsereinen ist auf dieser Welt kein Platz!«

Die etablierten Westjuden blickten mit einer gewissen Verachtung auf die ostjüdischen Glaubensgenossen, gingen auf Distanz, weil sie glaubten dadurch dem Antisemitismus zu entgehen. Sie waren inzwischen so weit assimiliert, dass sie durch die Zuwanderung nicht an ihre jüdische »Vergangenheit« erinnert werden wollten. So arrogant die »Jekkes« gegenüber den Ostjuden auch auftraten, die Jüdische Gemeinde ließ sie nicht im Stich.

Genins Leben war nachhaltig von der Scheidung ihrer Eltern im Jahre 1935 bestimmt. Da war Salomea gerade einmal drei und die Zeiten schwierig. Der gewalttätige von einer luetischen Infektion (Syphilis) heimgesuchte Vater hatte sich als Heiratsschwindler und Geldfälscher entpuppt. Er wurde 1938 ins KZ Buchenwald verschleppt.

In australischer Emigration fand Salomea Genin in der Kommunistischen Partei ihre Ersatzfamilie. Die Beziehung zur Partei wurde ihr wichtiger als die zu ihrer Familie, Freunden, sogar zu einem Liebhaber. Zwanzig Jahre brauchte sie in der DDR, um zu erkennen: »Ich lebe in einem ganz banalen, schon immer da gewesenen Polizeistaat, der in vieler Hinsicht schlimmer ist als der Kapitalismus, den ich verlassen hatte«. Die Realität des Arbeiter- und Bauerstaats ließ sie suizidal werden.



Salomea Genin: Scheindl und Salomea. Von Lemberg nach Berlin, Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2014, 143 S., 14,99 €, ISBN 978-3-942476-98-0

Ein Hauch von Vilnius

Von Elaine Rosenberg Miller

Eine Filmrezension des Dokumentarfilms »Defending Holocaust History« (Die Verteidigung der Geschichte des Holocaust) von Richard Bloom, der im Tempel Anshei Shalom in Delray Beach, Florida, am 15. Oktober 2014 gezeigt wurde.

Richard Bloom hat an einem feuchtwarmen Nachmittag in Florida rund 80 Zuschauer. Er und ein Protagonist des Films, Dr. Dovid Katz, ein Holocaustforscher aus New York City, der seit Jahren in Vilnius lebt und dort auch viele Jahre als Professor für Jiddisch unterrichtet hat, sind gekommen, um den Film vorzustellen. »Defending Holocaust History« besteht aus einer Reihe von Interviews und dargestellten Archivquellen über das Phänomen in den baltischen Ländern aber auch anderswo, den Nazi Holocaust bzw. den Genozid an den Juden als Zwillingseignis zur sowjetischen Unterdrückung, die diese Länder als frühere Staaten der Sowjetunion erlebt hatten, anzusehen. Diese Gleichsetzung wird als »red-brown-shirting«, als rot-brauner Hemdenwechsel, oder schlicht als rot = braun bezeichnet.

»Diese Länder«, meint Herr Bloom, »versuchen die Verbrechen von Stalin mit denen der Nationalsozialisten gleichzusetzen.« Und dies wird, wie beide Sprecher betonen, nicht von verrückten Holocaustleugnern betrieben, sondern vielmehr von Intellektuellen und der politischen Elite. Auf die Frage »Warum?«, sagen sie: Geostrategische Kräfte versuchen Russland und Putin zu dämonisieren, um sich beim Westen einzuschmeicheln, der ein Stück weit dasselbe Ziel verfolgt. Niemals, so die Aussage der beiden und der Film rekuriert ebenfalls darauf, dürfe man die giftige Mischung von Ultrationalismus, chauvinistischen Kräften und latentem, jedoch immer vorhandenem Antisemitismus unterschätzen. Der Unterschied von den baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland zu anderen, die versuchen dasselbe zu tun, besteht darin, dass erstere übersät sind mit den Massengräbern von verfaulten jüdischen Körpern. Ein Kommentar im Film konstatiert: Diese Leute benutzen die silbernen Löffel, die einmal den Juden gehört haben, sie wohnen in jüdischem Besitz.

Die litauischen Nazikollaborateure waren Freiwillige, heißt es, »kein einziger

wurde gezwungen.« Das derzeitige Bedürfnis, diese Leute reinzuwaschen, geht gleichzeitig damit einher, sie als antisowjetische Freiheitskämpfer darzustellen.

Und wo sind die Historiker von heute und die Organisationen, die um die echten, differenzierten Fakten wissen? Eine der wenigen Organisationen, die eine realistische Einschätzung dieser Gefahr hat, scheint das Simon Wiesenthal Center (SWC) zu sein, das gegen das Abfeiern von gleichmacherischen Erinnerungstagen protestiert hat. Für die litauische Gesetzgebung stellt beispielsweise der 23. August 1939, das Datum der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes, der grüne Licht für die deutsche Invasion in Polen und anderen europäischen Ländern gegeben hat, den Beginn des Zweiten Weltkriegs dar. Das SWC protestiert dagegen gleichfalls, weil dieses totalitäre Vorgehen dem Holocaust die Singularität beraubt. Damit werde der Zivilisationsbruch minimiert, der in der Einzigartigkeit des »industriellen Massenmords an den Juden« (Dr. Efraim Zuroff, Direktor des Simon Wiesenthal Center in Jerusalem) besteht, wie er in den Vernichtungslagern, aber auch bei den unvorstellbar umfangrei-

chen Massenerschießungen zur Vernichtung der Juden, vonstattenging.

Richard Bloom interviewte litauische jüdische Überlebende des Holocaust, Augenzeugen, die von der Ghettoisierung berichten konnten und die Gruben mit den ermordeten Juden ihres Landes geöffnet hatten. Er sprach auch mit Ronaldas Račinskis, Geschäftsführer der International Commission of the Evaluation of the Nazi and Soviet Occupation Regimes (der Internationalen Kommission zur Aufarbeitung der Verbrechen der nationalsozialistischen und sowjetischen Besatzungsregime) in Litauen.

In Litauen gibt es seit 2008 jährlich einen Gedenkmarsch zu Ehren der Waffen SS, der Teil der Feierlichkeiten zum litauischen Unabhängigkeitstag ist. Ihr Symbol ist das Hakenkreuz.

In Florida wurde gefragt, was die Vereinigten Staaten angesichts dessen tun? Darauf konnte lediglich die ernüchternde Antwort gegeben werden, dass der Sprecher des Repräsentantenhauses im Mai 2014 verkündete, die Abgeordneten hätten eine Resolution verabschiedet, die den 23. August zu einem Tag der schwarzen Schaulafe, d.h. zu einem Trauertag, erklärte.

»Horizontal Harry«

Harry Thomas boxte am 13. Dezember 1937 gegen Max Schmeling – und verlor

Von Jan Buschbom

Die kursiv gesetzten Passagen frei nach dem TIME Magazine vom 20. Dezember 1937

Horizontal Harry – so nannten sie ihn später. Als Harry Thomas (1906–1971) am 13. Dezember 1937 im New Yorker Madison Square Garden gegen Max Schmeling in den Ring steigt, ist der 31jährige aus Eagle Bend, Minnesota, noch ein weitgehend unbeschriebenes Blatt. College Boy, Baseballprofi, Eisenbahningenieur: das sind die Stationen seines Lebens bis zum Dezember 1937. Außerdem: Fünf Jahre als Profi-Boxer, 44 K.O.s in 56 Kämpfen. Trotz dieser sportlichen Bilanz galt Thomas als besserer Aufwärmgegner für Schmeling.

Nach seinem Sieg über den *Brown Bomber* Joe Louis am 19. Juni 1936 wartete Schmeling, der 1932 gegen Jack Sharkey seinen Weltmeistertitel verloren hatte, auf die einmalige Gelegenheit, eine Boxerweisheit Lügen zu strafen. They never come back – sie kommen niemals zurück, wissen Eingeweihte über Schwergewichtsmeister, die ihre Titel verlieren. Schmeling sollte im Juli 1937 gegen den amtierenden Weltmeister im Schwergewicht, Jimmy Braddock, antreten. Doch Braddock zog es vor, nicht zum Einwiegen zu erscheinen und stattdessen gegen Louis zu boxen.

Nazi-Deutschland schäumte: »Dieses Schwein stellt sich aus Feigheit nicht! Echt amerikanisch!«, so Propagandaminister Goebbels. Schmeling war von der Nazi-Propaganda zum Super-Arier aufgebaut worden. Nach seinem Sieg über Louis 1936 kritzelte Joseph Goebbels in sein Tagebuch: »In der 12. Runde schlägt Schmeling den Neger k.o. Wunderbar, ein dramatischer, erregender Kampf. Schmeling hat für Deutschland gefochten und gesiegt. Der Weiße über den Schwarzen, und der Weiße war ein Deutscher.« Schmeling's Frau, die Filmschauspielerin Anny Ondra, sah den Kampf bei Familie Goebbels. Der Reichspropagandaminister: »Sie ist entzückend... Seine Frau ist wunderbar.« Auch der »Führer« schmückte sich gerne mit der Blondine und ihrem Mann, dem »größten deutschen Boxkämpfer«, wie er in einem Glückwunschtelegramm an Anny Ondra schreibt. Nach der Rückkehr aus New York müssen Schmeling, Ondra und Schmeling's Mutter ihre Aufwartung in der Reichskanzlei machen. Dabei war Hitler im Vorfeld des Kampfes Schmeling gegen Louis zutiefst skeptisch gewesen. »Wie Du ja weißt, war der Führer schon [1936] nicht damit einverstanden«, dass Schmeling gegen den »Neger Joe Louis« kämpfe, schrieb Hitlers Chefadjutant Julius Schaub im März 1939 an den Reichssportführer von Tschammer und Osten.

Der Boxkampf als »Volkserzieher«

Für Hitler stand viel auf dem Spiel. Denn Boxen war nicht nur seine Lieblingssportart. In »Mein Kampf« hatte er den Boxkampf zum Volkserzieher par excellence erkoren. Hier die »ehrbaren Spießbürger«, die »heutigen Geisteskämpfer«,

die »friedlichen Ästheten« und die »körperlichen Degeneraten«, dort die »trotzige Verkörperung männlicher Kraft«, die abhärten soll und »lehren, Unbilden zu ertragen«, sowie »Weiber, die wieder Männer zur Welt zu bringen vermögen«. »Gerade unser deutsches Volk«, dekretierte er 1924, »das heute zusammengebrochen den Fußtritt der anderen Welt preisgegeben daliegt, braucht jene suggestive Kraft, die im Selbstvertrauen liegt. Dieses Selbstvertrauen aber muss schon von Kindheit auf dem jungen Volksgenossen anerzogen werden.« Diese Aufgabe soll im »völkischen Staat« das Boxen haben: »Es gibt keinen Sport, der wie dieser den Angriffsgeist in gleichem Maße fördert, blitzschnelle Entschlusskraft verlangt, den Körper zu stählerner Geschmeidigkeit erzieht.«

Als Thomas und Schmeling durch die dicken Seile in den rauchigen, aber hell beleuchteten Ring klettern, erschallt von den Rängen ein großes Geschrei. Im Zentrum des Rings erteilt Ringrichter Arthur Donovan seine Anweisungen, unhörbar für die Zuschauer jenseits der Seile. Die Kämpfer ziehen sich in ihre Ecken zurück, und die Glocke läutet die erste Runde ein. Beide kommen in geduckter Haltung heraus und beugen sich eine Weile.

Längst haben die Nazis den Kampf gegen amerikanische Athleten als einen von rassischer und kultureller Überlegenheit inszeniert. Über den »blödsinnigen Grundsatz von Gleichheit und Gleichberechtigung aller Rassen und Religionen« in den USA schimpfte Chefideologe Alfred Rosenberg bereits 1930. Doch so brennend die »Negerfrage« sich auch stelle, sei das »Schlachtgeschrei der »Menschenrechte« nur Ausdruck von Geschäftemacherei der »ehrlosen Geldherrschaft« und von »Weltherrschaft durch Weltverschuldung«, die anstelle eines »rassisch organisch gegliederten Staatssystems« Internationalismus setze. Hier nimmt Rosenberg das im gegenwärtigen Antisemitismus so virulente Schlagwort von USrael vorweg, wenn er davon schwadroniert, dass von den USA ausgehend der »jüdische Messianismus« in Gestalt der »Herrschaft der Weltbanken« »in der Schaffung eines jüdischen Zentrums in Jerusalem vervollständigt werden soll«. Und auch die »amerikanische Ostküste« als Sitz des »jüdisch-nomadischen Kapitals«, von der heute etwa die NPD schwafelt, findet schon bei Rosenberg ihre Entsprechung, wo er von der »Idee New York« spricht.

Dann verpasst Thomas Schmeling eine erste heftige Linke. Ein erster Schlag in einem außerordentlich blutigen Kampf.

Lingua tertii imperii

Es geht um mehr, als nur den sportlichen Wettbewerb. Klemperer notiert in seiner *Lingua tertii imperii* über die Bedeutung des Boxsports für die nazistische Sprache: »Im Dritten Reich legt man es stark auf die Verdeckung dieses [ungeheuren] Unterschiedes [zwischen Sportspiel und blutigem Kriegsernst] an. Was nach außen das Gesicht eines unschuldigen Friedensspiels zur Erhaltung der Volks-



»Bildschau zum Tage«, ein Propagandamedium der Nazis; das sind seriell erstellte Echtfotoabzüge, die in den Info-Kästen der Zeitungen täglich ausgehängt wurden

gesundheit zu wahren hat, muss tatsächlich eine Vorbereitung zum Kriege sein und auch im Bewusstsein des Volkes als etwas derart Ernstes geschätzt werden.« Im Sport, im Boxen zumal, kann man wie kaum anderswo die »geistige Wiederaufrüstung« besichtigen, von der Ernst Cassirer gesprochen hatte. Es war eine Wiederaufrüstung, die nach dem Ersten Weltkrieg einsetzte, lange vor der Machtergreifung der Nazis. Es fand ein Wechsel in der Funktion von Sprache statt. Vom semantischen zum magischen Gebrauch von Worten. »[Das] magische Wort [hat] einen vorwiegenden und überwältigenden Einfluss. Es benennt nicht Dinge oder Beziehungen zwischen Dingen; es versucht, Wirkungen hervorzubringen ...« Der Übergang zum magischen Sprachgebrauch geht der »Umwertung aller unserer ethischen Werte« voran. Der sprachliche Bedeutungswandel vollzieht sich derart, »dass jene Worte, die früher in beschreibendem, logischem oder semantischem Sinne gebraucht wurden, jetzt als magische Worte gebraucht werden, die bestimmt sind, gewisse Wirkungen hervorzubringen und gewisse Affekte aufzurufen. Unsere gewöhnlichen Worte sind mit Bedeutungen geladen; aber diese neu geformten Worte sind mit Gefühlen und heftigen Leidenschaften geladen.«

Von der ersten Runde an war offensichtlich, dass Schmeling während der 18monatigen Ruhepause eingerostet ist. Er ist auch sonst ein langsamer Starter, aber sein Timing war ungewöhnlich schwach, als Thomas, beinahe unpassend mit seiner Rechten auf ihn eindreschend, ... ihn nach Belieben mit Schlägen eindeckte und die Runde

gewann. In der zweiten landete Thomas einen Tiefschlag, so dass er für diese Runde Punktabzüge erhielt, doch sie ging ohnehin nicht an ihn. Schmeling hatte ihm Nase und Lippe zerschlagen.

Die »Umwertung aller unserer ethischen Werte« vollzieht sich durch einen sprachlichen Affekttransfer, der mit entlehnten Gefühlen auflädt, was einer gänzlich anderen Sphäre entstammt. Die *Lingua tertii imperii* heiligt Alltägliches mit den Weihen des Krieges; »Max Schmeling's Sieg – ein deutscher Sieg«, so hieß der Film über die Begegnung Schmeling versus Louis von 1936, der auf Weisung Hitlers als Hauptfilm in die Kinos gelangte und von über vier Millionen Zuschauern gesehen wurde. Zugleich banalisiert Nazi-Sprech den Krieg als sportlichen Wettkampf.

Schmeling führte den Kampf in seinem kühlen, planmäßigen Stil fort, sich stets schneller bewegend, und in jeder folgenden Runde mehr Treffer landend. Als Schmeling in der fünften nach Punkten zurücklag, ließ er schließlich seine gefürchtete Rechte los. Es traf Thomas brachial am Kinn, und Schmeling blinzelte. Thomas ging nicht zu Boden. Schmeling mit seinem linken Haken eindeckend, der sein Gesicht und Körper violett färbte, warf er sich ihm entgegen. Schmeling legte an Tempo zu.

Der »arische Supermann«

Der »arische Supermann«, zu dem Schmeling von den Nazis aufgebaut worden war, gegen den All-American Boy Thomas, das konnte nur ein Kampf »Gut« gegen »Böse«, das konnte nur der Kampf des »rassisch organisch geglieder-

ten Staatssystemen« gegen die »ehrlose Geldherrschaft« der USA sein. Die Niederlage würde keine sportliche sein. Mit dem wahrscheinlichen Verlierer Thomas würde die westliche Zivilisation auf die Bretter gehen, samt ihrem »blödsinnigen Grundsatz von Gleichheit und Gleichberechtigung«.

In der sechsten Runde traf Schmeling Thomas immer schwerer. Von seinem Gesicht rann das Blut, aber er wehrte sich hart. Am Ende der Runde war er groggy. In der siebten ermüdete Thomas unter der Prügel zusehends. Zum ersten Mal in seiner Karriere ging er, kurz bevor die Glocke ihn erlösen konnte, zu Boden. In der achten betrat Thomas den Ring trüben Auges. Schmeling traf ihn mit einer rechten, und wieder ging Thomas auf die Bretter. Selbstbewusst bewegte sich Schmeling in die neutrale Ecke, doch beim ersten Anzählen war Thomas wieder hinter ihm her. Erneut schlug Schmeling ihn nieder, und erneut war Thomas bei »Eins« auf den Beinen. Viermal ging er noch unter Max Schmeling's berüchtigtem »Sonntagsschlag« auf die Bretter, und jedes Mal erhob er sich zum Kampf. »Schluss! Schluss!«, forderte die Menge abgestoßen vom Anblick. Ringrichter Donovan ging dazwischen und winkte Schmeling in die neutrale Ecke.

Goebbels freute sich: »Schmeling hat Thomas k.o. geschlagen. Das ist herrlich. So einem frechen und großschnäuzigen Amerikaner das Maul gestopft.«

Schmeling erhielt seine Chance auf einen Kampf um den Titel im Schwergewicht. Am 22. Juni 1938 kletterte er im Yankee Stadium in der New Yorker Bronx erneut gegen Joe Louis in den Ring. Der Kampf war kurz und schmerzhaft. Für Max Schmeling. In nur einer Runde schickte der »Neger« den »Aryan Superman« auf die Bretter – *They never come back* in nur 124 Sekunden.

Harry Thomas hatte wohl nie eine Chance. Die *Chicago Tribune* vom 13. Dezember 1937 hatte prophezeit, dass Thomas nur glücklich siegen könne. Wenn es Schmeling, der bekannt für seine langsamen Starts sei, gelänge, während der ersten Runden Thomas' gefährlicher Rechter auszuweichen, dann könne er seinen Sieg nach Belieben in die Länge ziehen. »Wenn es nach Schmeling's Willen geht, gibt es keinen zügigen Knockout. Max braucht die Übung. Er glaubt, er benötige noch zwei oder drei halbwegs zähe Kämpfe am Revers, bis er auf der Höhe seiner Möglichkeiten ist, um Louis um Juni entgegen zu treten, und der heutige Kampf ist Teil dieses Trainingsprogramms.«

Der eine gewinnt, der andre verliert

Damit enden Geschichten von Boxern und ihren Kämpfen üblicherweise. Anders im Fall Harry Thomas. Zwei Jahre nach dem Kampf überraschte er die Öffentlichkeit mit einem Bekenntnis. In der *Chicago Tribune* vom 30. Oktober 1939 gestand er, dass zwei seiner Kämpfe fingiert gewesen seien. Der Kampf gegen Tony Galento vom 14. November 1938. Sowie jener gegen Schmeling vom 13. Dezember 1937. »Beide »Wettbewerbe« sind arrangiert worden, um den Ruf der Herausforderer um Joe Louis' Meistertitel aufzubauen.« »Diese Kämpfe haben mich lange gequält.« Als Motiv, auf den Deal einzugehen, nannte Thomas Schulden. Außerdem die einmalige Möglichkeit, gegen Gegner anzutreten, die ein großes Publikum anziehen. Ausführlich

berichtete Thomas von den Details des Deals. Schmeling's Manager Joe Jacobs lockte mit dem Ruhm des weltweit bekannten Boxers, so Thomas. »Du hast die einmalige Chance gegen Max Schmeling zu kämpfen. Hör genau zu. Max muss nicht gegen dich antreten. Du wirst nationale Aufmerksamkeit erregen. Du gehst da raus, siehst einige Runden gut aus und verlierst mit einem Knockout.« Die Reporter von der *Chicago Tribune* konnten nicht allein mit dem detaillierten Geständnis des Boxers in die Öffentlichkeit gehen. Thomas legte darüber hinaus seine Kontobewegungen offen – von den 8.500 Dollar, die er aus dem Schmeling-Kampf bezogen haben will, erwarb er eine Farm mit 160 Acre Land in seinem Heimatort Eagle Bend. Schwerer wog jedoch, dass er Familie und Freunde vorab über den Ausgang des Kampfes informiert hatte – auch brieflich. »Wenn Du eine Chance hast, zu wetten, gebe ich Dir einen Tipp«, schrieb er seinem Freund Lee Carroll aus Chicago vor dem Kampf. »Es wird von mir erwartet, dass ich gegen Schmeling in der vierten Runde verliere. Auf anderem Weg hätte ich den Kampf nicht bekommen.« Harry's Freund Jack Newlander schrieb enttäuscht zurück. »Wenn das Ergebnis des Kampfes bereits feststeht, ist es pure Zeitverschwendung hinzugehen und ihn anzusehen.«

Ein gekaufter Kampf?

Alle von Harry Thomas' Beschuldigten stritten die ehrenrührigen Absprachen vor der Illinois Athletic Commission ab, die zusammen mit der Staatsanwaltschaft die Vorwürfe prüfte. Er selbst schwieg hartnäckig, aus Angst vor einer drohenden fünfjährigen Haftstrafe. Das Verfahren scheiterte an juristischen Zuständigkeiten. Nachdem es am 8. Juli 1940 eingestellt worden war, sah sich Vorsitzender Trainer am 17. September genötigt richtigzustellen, dass diese Entscheidung von der Öffentlichkeit »weitgehend fehlinterpretiert« worden sei. Sie habe die Vorwürfe weder bestätigen noch widerlegen können. »Die Kommission hat die Beschuldigten ... nicht vom Vorwurf der Unehrlichkeit entlasten können.«

Auch warum er gegen die Absprachen nicht bereits in der vierten Runde zu Boden gegangen war, erklärte Thomas. »Gegen Ende der dritten Runde landete ich einen Treffer mit der Linken gegen den Kiefer, der Max übel mitgenommen hat. Offensichtlich glaubte er, ich würde ein doppeltes Spiel mit ihm treiben, denn in der vierten, fünften und sechsten Runde landete er keine Schläge, die schwer genug gewesen wären, mich zu Boden gehen zu lassen. Gegen Ende der siebten fing ich einen Streifschlag gegen das Kinn, der auch einen kleinen Knaben nicht aus den Schuhen gehoben hätte. Ich bin in die Knie gegangen, um ihm zu zeigen, dass ich jederzeit umfallen würde, wann immer er bereit dazu sei. In der achten habe ich ihm zugeflüstert, er solle nicht aufhören zu schlagen. Ich bin dann noch sechs, sieben Mal zu Boden gegangen und jedesmal bei »eins« oder »zwei« wieder hoch gekommen. Danach hat der Ringrichter den Kampf gestoppt, bevor die Runde zu Ende war.«

Sagte Thomas die Wahrheit?

Max Schmeling hat die Vorwürfe stets bestritten. Was aber, wenn Harry Thomas die Wahrheit gesagt hat? Der Junge aus Eagle Bend, Minnesota, war ein



»Bildschau zum Tage«

überdurchschnittlich intelligenter junger Mann, so beschrieb ihn Archie Ward von der *Chicago Tribune* im Vergleich zu anderen Boxern. Harry kam aus ärmlichen Verhältnissen. Bis ins Mannesalter habe er niemals einen eigenen Anzug gehabt. Hosen und Sweatshirt, das sei das Beste gewesen, was er sich als Jugendlicher habe leisten können. Während seiner Ausbildung arbeitete er als Bedienung, als Gärtner und als Hausmeister. Nach dem College saß er auf einem Schuldenberg.

Harry war hin- und hergerissen zwischen der Aussicht, mit einem Mal all seine finanziellen Probleme über Bord werfen zu können, und der Chance, gegen Boxer von Weltformat gut auszusehen. »Ich sagte Jacobs, dass ich niemals Knockout gegangen bin und ich nicht Knockout gehen werde, wenn ich's verhindern kann«, will er während der Verhandlungen mit Schmeling's Manager eingewandt haben. Er konnte nicht gegen Schmeling boxen, ohne als sicherer Verlierer in den Ring zu steigen. Niemals wieder würde er gegen einen Boxer wie Max antreten. Dieses Dilemma löste er sportlich, indem er während der ersten Runden »beinahe unpassend« auf Schmeling eindrosch, wie es das *TIME Magazine* formulierte, »ihn nach Belieben mit Schlägen« eindeckend. Absprachewidrig ging er nicht schon in der vierten Runde zu Boden, sondern erst Ende der siebten. Danach noch sechs Mal, und jedes Mal stand er bei »Eins« oder »Zwei« wieder auf den Beinen.

Doch Harry spielte nicht nur sportlich eine vorab vergebene Rolle. Es war ein Kampf, der – wie alle Kämpfe Schmeling's in den USA – von den Nazis über alle Maßen mit Bedeutung überfrachtet worden war. Monatelang blockierten Streikposten der Anti-Nazi League den Vorverkauf, ebenso die Veranstaltung am Abend des 13. Dezember 1937 selbst. Aufwendige

Polizeiarbeit und ungewöhnlich viele Sicherheitskräfte trugen dafür Sorge, dass es während des Kampfabends nicht zu einer »nachteiligen Aufführung« kam. Nach dem Kampf wurden im gesamten Dritten Reich die Schaukästen des »Stürmers«, die sich an jeder zweiten Straßenecke fanden, mit antisemitischen Plakaten vom Kampf behängt.

Von dem Druck, der auf ihnen lastete, berichteten auch Joe Louis und Max Schmeling. Nach Jahrzehnten befand der Deutsche, dass die Niederlage gegen Louis »tatsächlich ihr Gutes gehabt hat. Ein Sieg ... hätte mich vielleicht wirklich zum Parade-Arier des Dritten Reiches gemacht.«

Wenn Harry Thomas die Wahrheit gesagt hat, dann war das vielleicht eine angemessene Reaktion auf den Kampf des »Ariers« gegen den »frechen und großschnäuzigen Amerikaner«, als den die Nazis den Abend inszeniert hatten: In der stillen Genugtuung, ihm, dem Aryan Superman, das eine oder andere Veilchen verpasst zu haben, ansonsten die Nazi-Propaganda die nichtige Großmüligkeit sein zu lassen, die sie war, und statt dessen an die eigene materielle Zukunft zu denken. Sportlich jedenfalls war er bereits vor dem Kampf der sichere Verlierer, zu dem ihn die Nazi-Propaganda gemacht hatte.

Harry Thomas verstarb 1971 auf seiner Farm in Eagle Bend, Minnesota. Zeit lebens hatte er keine schwerwiegenden juristischen Konsequenzen aus seinem Geständnis zu tragen, das einen der größten Skandale in der Geschichte des Boxsports ausgelöst hatte.

Später nannten sie ihn »Horizontal Harry«.

Jan Buschbom ist Historiker und lebt und arbeitet in Berlin

»Ein Klumpen staatenloser Juden«

Der November-Pogrom 1938: Vorgeschichte und Verlauf (Teil 1)

Von L. Joseph Heid

Der erste Akt: Die Polenaktion vom 27./28. Oktober 1938

»Lieber Herschel, Du hast gewiss von unserem großen Unglück gehört«, schrieb die Schwester ihrem in Paris lebenden Bruder. »Donnerstagabend um 21 Uhr ist ein Schupo zu uns gekommen und hat uns erklärt, wir müssten ins Polizeirevier kommen und unsere Pässe mitbringen. (...) Man hat uns noch nicht gesagt, worum es sich handelte, aber wir haben gesehen, dass es mit uns geschehen war.« Die Postkarte stammte von Berta Grynspan, und ihr derzeitiger Aufenthaltsort lautete: »Zbąszyń 2, Baracke Grynspan«. Die Postkarte traf am 3. November 1938 bei ihrem jüngeren Bruder Herschel, genannt Hermann, in Paris ein. Was war geschehen?

An jenem Abend des 27. Oktober 1938 wurden der Flickschneider Sendel Grynspan, seine Frau Riwka und ihre Kinder Berta und Markus aus ihrer Wohnung in der Hannoverschen Altstadt zur Polizeiwache gebracht. Mit ihnen ein paar Hundert andere Juden. Alle waren sogenannte Ostjuden – die älteren hatten meist schon zur Zarenzeit (Russisch-)Polen der blutigen Pogrome wegen verlassen. Die Familie Grynspan lebte seit dem Jahre 1911 in Hannover, wo alle drei Kinder geboren waren.

Auch in vielen anderen deutschen Städten holte die Polizei polnische Juden aus ihren Betten, ließ sie etwas Handgepäck zusammenpacken und inhaftierte sie. Insgesamt etwa 18.000. Die Aktion traf die Juden unvorbereitet. Ihre Wohnungen und ihre Geschäfte mussten sie zurücklassen. Die zurückgelassenen Einrichtungsgegenstände wurden häufig durch das Deutsche Reich beschlagnahmt und zugunsten des Reichsfiskus verwendet. Jeder erhielt einen Ausweisungsbefehl in die Hand gedrückt. Die erste Massendeportation Nazi-Deutschlands nahm ihren

Verlauf. Der Hannoveraner Judentransport erfolgte bis Neu-Bentschen. Als er ankam, waren dort bereits etwa 12.000 Ostjuden versammelt: »Da kamen Züge aus allen möglichen Orten«, so Sendel Grynspan im Jerusalemer Zeugenstand gegen Adolf Eichmann, »aus Leipzig, Köln, Düsseldorf, Essen, Bielefeld, Bremen«.

Die polnische Regierung, kaum weniger antisemitisch als die deutsche, hatte am 31. März 1938 angeordnet, alle im Ausland lebenden polnischen Staatsangehörigen müssten bis zum 29. Oktober 1938 ihre Pässe von den Konsulaten kontrollieren zu lassen. Das Gesetz sah vor, dass jeder polnische Bürger, dessen Pass bis dahin nicht verlängert war, das Recht auf Rückkehr nach Polen verlor – eine Maßnahme, mit der die polnische Obristenregierung ihr »Judenproblem« lösen wollte. Da man deutscherseits befürchten musste, dass die Pässe nicht verlängert würden, beschloss die Reichsregierung kurzerhand, sich der unerwünschten ostjüdischen Minderheit durch Abschiebung zu entledigen.

Ohne Warschau vorher zu verständigen, wurden die im Deutschen Reich lebenden polnischen Juden zumeist in der Nacht zum Freitag, den 28. Oktober 1938, zunächst in Abschiebehaft genommen, um sie gewaltsam in jenes Land zu überstellen, dessen Staatsbürgerschaft sie noch besaßen, das ihnen aber keine Heimat (mehr) war und das gerade seinerseits versuchte, sie für immer auszuschließen. Unter unvorstellbar schikanösen Begleitumständen wurden sie zur polnischen Grenze verschleppt und abgeschoben. Dies war sozusagen die vorweggenommene deutsche Antwort auf die Änderung des polnischen Passgesetzes.

»Samstagmittag, um 5 Uhr an der Grenze angelangt, wurden wir über die Grenze geschoben«, beschreibt ein Augenzeuge die Ankunft in Bentschen. weiter berichtet er: »Ein neues grausames

Schreckensbild war hier zu sehen. Drei Tage lang waren wir auf dem Bahnsteig und Bahnhofshallen, 8000 Menschen. Frauen und Kinder ohnmächtig, wahn-sinnig, Sterbefälle, die Gesichter gelb wie Wachs. (...) Nichts, als das trockene Gefängnisbrot ohne etwas zu trinken. Geschlafen überhaupt nicht, 2 Nächte



Herschel Feibel Grynspan nach seiner Verhaftung durch die Polizei am 8. November 1938

Bildquelle: Bundesarchiv via Wikimedia

auf dem Bahnsteig und eine Nacht in der Bahnhofshalle (...). Es war kein Platz mehr zum Stehen. Eine verseuchte Luft. Frauen wie Kinder halbtot. Am vierten Tag ist endlich Hilfe gekommen. Ärzte, Schwestern mit Medikamenten, Butter und Brot vom jüdischen Komitee aus Warschau. Dann wurden wir in Baracken (militärische Viehställe) gebracht«.

Was den Deportierten an Leid zugefügt wurde – sie besaßen oft nicht mehr als die dünnen Kleider, die sie auf dem Leibe trugen – lässt sich schwer beschreiben. In – verschlossenen – Eisenbahnzügen und Lastwagen kamen die Juden zum Grenzbahnhof Bentschen westlich von Posen. Dort wurde ihnen bis auf zehn Mark alles Geld abgenommen, man jagte sie zu Fuß die letzten zwei, einige Augenzeugen sprachen von sieben, Kilometern bis zur Grenze und, um dem Befehl mehr Nachdruck zu verleihen, wurde in die Luft geschossen. »Die SS-Leute trieben uns mit Peitschen an«, erinnerte sich der alte Grynspan 1961 im Jerusalemer Eichmann-Prozess, »denen, die nicht mitkamen, versetzten sie Peitschenhiebe und Blut floss auf die Straße. Sie rissen uns unsere Koffer weg, sie behandelten uns auf die brutalste Weise, damals sah ich zum erstenmal die wilde Brutalität der Deutschen.« Viele Juden wurden so erschreckt, dass sie ihre wenigen Habseligkeiten fallen ließen und flüchteten. Ein Bericht schildert, wie die Abgeschobenen von der SS in den Fluss, der die Grenze bildete, getrieben wurden, wie dann polnische Grenzwachmann ihnen nachsetzten und nach stundenlangem Umherirren schließlich über die Grenze hinweg Auseinandersetzungen zwischen den polnischen Grenzern und der SS über die Frage begannen, wohin diese Juden gehörten.

Die überraschten polnischen Grenz-

posten verweigerten den Vertriebenen zunächst den Zutritt auf polnisches Territorium, so dass die Menschen einen Tag lang hungernd und frierend im schneidenden Herbstregen durch das Niemandsland irrten. Sie lebten von den wenigen mitgenommenen Lebensmitteln (Nahrungsmittel für höchstens zwei Tage waren erlaubt) und der Hilfe, die vom jüdischen Komitee in Warschau, später auch vom amerikanischen Joint, kam. Die Familie Grynspan wurde mit anderen Leidensgenossen zunächst in einem mit Kot bedeckten Pferdestall gepfercht. »Wir haben keinen Pfennig«, klagte Berta ihrem Bruder Herschel, der zwei Jahre zuvor zu seinem Onkel nach Paris gezogen war.

Es gab Verhandlungen zwischen Polen und Deutschen bezüglich der Vertriebenen. Der deutsche Verhandlungsführer, Staatssekretär Ernst von Weizsäcker, bestand darauf, Deutschland könne nicht akzeptieren, dass ihm im Wege der Ausbürgerung »ein Klumpen von 40.000-50.000 staatenlosen ehemaligen polnischen Juden in den Schoß« falle. Für ihn war es selbstverständlich, dass Warschau zur »Übernahme von polnischem Eigentum«, womit er die Juden meinte, verpflichtet sei. Vereinbart wurde die Rückkehr der Deportierten in Gruppen von höchstens 100 Personen für einen begrenzten Zeitraum nach Deutschland, um ihre Angelegenheiten zu regeln und ihre Geschäfte aufzulösen. Die Einnahmen aus diesen Geschäftsaufösungen mussten auf Sperrkonten eingezahlt werden, von denen de facto nichts abgehoben werden konnte. Die polnische Regierung ihrerseits gestattete den Familien der Abgeschobenen ebenfalls die Einreise nach Polen.

Die ad hoc-Ausweisung im Herbst 1938 hatte also zunächst für die Nationalsozialisten nicht den gewünschten Effekt. Der Druck zur Auswanderung wurde anschließend anderweitig erheblich erhöht und gleichzeitig immer wieder massiv behindert, bis Hitler dann Anfang 1939 im Reichstag für den Kriegsfall die Vernichtung der Juden ankündigte.

Der zweite Akt: Der November-Pogrom

Als der 17-jährige Herschel Grynspan die Postkarte seiner Schwester aus Zbąszyń erhält, steht sein Entschluss alsbald fest: Er kauft sich einen Revolver und begibt sich am 7. November 1938 zur deutschen Botschaft. Grynspan, der vorgibt, dem deutschen Botschafter ein wichtiges Dokument übergeben zu müssen, wird ohne weiteres zum Legationssekretär Ernst vom Rath geführt. Mit den Worten: »Sie sind ein dreckiger Boche, und nun übergebe ich Ihnen im Namen von 12.000 verfolgter Juden das Dokument«, zieht er den Revolver, an dem noch der rote Faden des Preisetikettes hängt und feuert mehrere Schüsse ab. Vom Rath, in Brust und Unterleib getroffen, bricht zusammen. Grynspan lässt sich widerstandslos festnehmen. Der Polizei nennt er nur ein Tatmotiv: Rache für seine Glaubensbrüder. Es war ausgerechnet der 9. November, an dem von Rath seinen Verletzungen erlag.



Antisemitische Schmierereien im Nationalsozialismus auf einem von Juden betriebenen Geschäft in Berlin während einer antisemitischen Kampagne im Juni 1938, ein Vorbote für die Reichspogromnacht vom 9. November 1938



In Deutschland wurden während des November-Pogroms mehr als 250 Synagogen zerstört und vielfach niedergebrannt, hier die Synagoge in Siegen
Bildquelle: Bundesarchiv via Wikimedia

Dieser Tag galt den Nationalsozialisten in Erinnerung an den Hitlerputsch im Jahre 1923 als Gedenktag. Wie gerufen kam den Nazis das Attentat eines jungen polnischen Juden auf einen deutschen Diplomaten. Was die deutschen Juden nach dem Attentat auf vom Rath erwartete, konnten sie bereits am 8. November 1938, als deutsche und französische Ärzte noch um das Leben des Diplomaten rangen, im Parteiorgan »Völkischer Beobachter« lesen: »Es ist klar, dass das deutsche Volk aus dieser neuen Tat Folgerungen ziehen wird. Es ist ein unmöglicher Zustand, dass in unseren Grenzen Hunderttausende von Juden noch ganze Ladenstraßen beherrschen, Vergnügungsstätten bevölkern und als ausländische Hausbesitzer das Geld deutscher Mieter einstecken, während ihre Rassegenossen draußen zum Krieg gegen Deutschland auffordern und deutsche Beamte niederschießen«.

Als am Abend des 9. November die Nachricht vom Tod v. Raths bekannt wurde, gab Propagandaminister Goebbels das Signal für »spontane« Aktionen gegen die Juden im »Großdeutschen« Reich. Die Verzweiflungstat des Herschel Gryszpan bot den Nationalsozialisten den willkommenen Vorwand für die Inszenierung des Pogroms vom 9. auf den 10. November 1938 und die daran anschließende weitere Verschärfung der Verfolgung der Juden.

In arbeitsteiliger Zusammenarbeit zwischen Ordnungs-, Sicherheits- und Kriminalpolizei, SS, Organisationen der NSDAP sowie der Feuerwehr wurde ein »kontrolliertes« Abbrennen der Synagoge sichergestellt und gewährleistet, dass die Flammen nicht auf »arisches« Eigentum übergriffen. Die nun inszenierte »Reichskristallnacht«, so die zynisch-poetische Umschreibung für den großangelegten, monströsen Pogrom markiert innerhalb der blutigen Dynamik der NS-Gewaltherrschaft so etwas wie einen Wendepunkt, in dem vergangene Maßnahmen des Regimes in ein helles Licht treten und in dem sich buchstäblich die Weichenstellung für die Vernichtung



Eine sehr alte Sefer Tora, 1938 gerettet aus der Synagoge in Karlsruhe, befindet sich heute in Jerusalem
Bildquelle: Wikimedia

des europäischen Judentums anzeigte.

Die Berliner, mit ihrer schnoddrigen Schnauze, haben damals das Wörtchen »Kristallnacht« kreiert. Dabei handelte es sich weder um eine einzige Nacht noch allein um brechende Fenster. Es war der erste systematische Angriff auf die deutsche Judenheit, der in Wahrheit bis zum 13. November andauerte. Friedrich Nietzsche notierte in seiner »Götzendämmerung« 1889: Finden wir erst ein Wort für eine Sache, haben wir sie schon überwunden. Doch in diesem deutschen Herbst gab es nichts mehr zu überwinden.

Jetzt im November 1938 brauchte man keine außenpolitische Rücksichten mehr zu nehmen und innenpolitische schon gar nicht. Im Frühjahr war der »Anschluss« Österreichs erfolgt, vor ein paar Wochen erst das sogenannte Sudetenland. Der nationale Konsens war überwältigend, die Popularität Hitlers so groß, dass die Generäle des Widerstands ihre Putschpläne aufgaben. Wen kümmerten schon die Juden?

Im Juli 1938 hatten die Vertreter von 32 Staaten im luxuriösen Hotel »Royal« im französischen Kurort Évian-les-Bains am Ufer des Genfer Sees den Prolog im Drama um die Vertreibung und Vernichtung des europäischen Judentums aufgeführt: Es sollte um die Frage gehen, wie die nach dem »Anschluss« Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland drängende Fluchtbewegung aus Deutschland und Österreich in eine geordnete Emigration gelenkt werden könnte. Für die jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich erreichte die Konferenz keine grundlegenden Verbesserungen. Ganz im Gegenteil: keines der teilnehmenden Länder erklärte sich bereit, seine Einwanderungsbestimmungen für Juden zu ändern und zusätzlich Flüchtlinge aufzunehmen; was die Nationalsozialisten als eine Art »Freibrief« für ihre Judenpolitik verstanden.

»Kristallnacht«! Das funkelt, blitzt und glitzert wie bei einem Fest! War es denn ein Volksfest? Es war ein von Goebbels höchstpersönlich geplanter und auf das Großdeutsche Reich bezogener von Tausenden Helfern flächendeckend ausgeführter Pogrom, der als spontaner Ausbruch eines gerechten Volkszorns kaschiert war. Die Verzweiflungstat, die von einem polnisch-jüdischen jungen Mann in Paris verübt wurde, bot den Nazis den willkommenen Anlass für den von langer Hand inszenierten Pogrom, der sich gegen alle Juden in Deutschland richtete.

In hemmungsloser Brutalität tobte die SA am 10. November 1938 ihre Schlägerinstinkte der sogenannten »Kampfzeit« aus. Die Gestapo, die für eine solch umfangreiche Aktion viel zu wenig Personal hatte, griff auf andere NS-Organisationen zurück. Nur in einigen wenigen Orten griff die Schutzpolizei gegen plündernde SA durch.

Konrad Heiden, einer der frühesten scharf kritischen Chronisten des Nationalsozialismus, hat von seinem Pariser Exil aus mit beeindruckendem Weitblick die Novemberereignisse beobachtet und darüber einen Bericht verfasst, der erst 74 Jahre nach der Niederschrift, 2013 erschienen ist. Wer seinen Bericht liest, hat den unbedingten Eindruck: So war es.

Wo sachliche Worte ihm gegen die vulgäre Diktion der Gosse nicht mehr ausreichten, bediente er sich einer dezidierten Sprachästhetik. Er schildert szenisch in Bildern das Geschehen: »Das Pflaster

mit Glas bedeckt, mit zerbrochenen Möbelstücken, umgestürzten Warenstapeln, zerrissenen Kleidern, verstreuten Schuhen, Handtaschen, zerbrochenem Porzellan, Weinflaschen; dazwischen mit gläsernem Lächeln der abgebrochene Kopfeiner Schaufensterpuppe, Staubsauger, Topfpflanzen, Registrierkassen, Zylinderhüte, Schreibmaschinen, Hosenträger, Radioapparate, Tischbeine, Wanduhren, alles zerbrochen, zerstampft, zerpulvert, Stück für Stück mit Liebe vernichtet«. Heiden schraubt seinen Stil, »in Liebe« zur deutschen Sprache, in Kontrast zur Banalität des Bösen poetisch hoch: »Das schwere Möbelholz zeigt seine Eingeweide, die Bruchflächen des Glases glänzen, aus den zerborstenen Musikinstrumenten starrt das zersprungene Federwerk fremdartig in die Luft, Tausende und Abertausende von Gegenständen des täglichen Bedarfs enthüllen im Sterben zum ersten Mal das unbekanntere Innere ihrer zerstörerischen Substanz«. Hier bekommt die Umschreibung des Wortes »Kristallnacht« eine ganz neue Bedeutung. Heiden begreift den Pogrom als riesigen, klirrenden, glänzenden Massenmord an den Produkten der Zivilisation, begangen in der unheim-



Die ausgebrannte Ohel-Jakob-Synagoge in München
Bildquelle: Bundesarchiv via Wikimedia

lichen Atmosphäre einer »befriedigten tierischen Lust«, die über den zerstörten Straßen lag. Und ihm fällt auch auf, dass die Pogromisten an ihren kräftigen Fäusten auch lange Finger hatten.

Goebbels hatte an die niederen Instinkte appelliert und eine Welle von Aggressionen und Vandalismus, Zerstörungsrusch und Mordlust ausgelöst, die biedere Bürger und harmlose kleine Leute in Bestien verwandelten. Die Brandstifter »auf Befehl« an vielen Orten – von der Kurpfalz bis nach Ostpreußen, von Ostfriesland bis zur Steiermark. Nur wo Nachbarhäuser zu sehr gefährdet waren, wurden die Synagogen nicht angezündet, sondern »nur« demoliert. Die Eindringlinge zerfetzten die Thorarollen und heiligen Bücher oder warfen sie auf die Straße, wo sie unter dem Geheul der Menge verbrannt wurden. In den Trümmern stellte die SA Sammelbüchsen für das Winterhilfswerk auf, in welche die Schaulustigen ihr »Opfer« entrichten mussten. Der Wiederaufbau der Synagogen war verboten, im Gegenteil, die jüdischen Gemeinden mussten für die Räumung der Grundstücke auch noch aufkommen.

Die Bilanz der ersten Nacht des Pogroms in Deutschland: 91 ermordete Jüdinnen und Juden; die Zahl derjenigen, die unmittelbar aus Verzweiflung in den Freitod gingen, lässt sich nicht genau bestimmen. Das waren die Zahlen, die die NS-Presse verlautbarte. 7.500 zerstörte jüdische Geschäfte, mehr als 250 in Brand gesteckte und vollständig demolierte Sy-

nagogen. Ca. 30.000 Juden wurden in Konzentrationslager deportiert. In Buchenwald, Dachau oder Sachsenhausen sahen sich die internierten Juden einer entwürdigenden Behandlung ausgesetzt: Sie wurden beschimpft und verhöhnt, bespuckt und geschlagen; sie mussten pausenlos nach übelster Kasernenhofmanier exerzieren, vor ihren Peinigern wie Würmer auf dem Boden kriechen; man ließ sie stundenlang in Reih und Glied strammstehen, man versagte ihnen Speis und Trank. In Buchenwald lauerten SS-Schergen mit Knüppeln und Eisenruten hinter dem Lagertor und prügelten jeden Neuankömmling bis aufs Blut. Gleich in der ersten Nacht, so berichtet Eugen Kogon, seien 68 Juden wahnsinnig geworden – sie alle wurden wie »tolle Hunde« erschlagen.

Die in die Lager verschleppten sogenannten Novemberjuden, die zum Teil bis 1939 mit bestimmten Auflagen – vor allem das Land zu verlassen – wieder entlassen wurden, sind durch Kälte, Misshandlungen, unzugänglicher Hygiene nachträglich Opfer des Pogroms geworden. Die Schätzungen belaufen sich auf 2.000 bis 2.500 tote Männer, Frauen und Kinder – ungeachtet der unauslöschlichen Folgen, die sich bei all denjenigen zeigten, die die Gräueltaten erdulden mussten.

Dabei geben die statistischen Zahlen nur einen Bruchteil der tatsächlichen Zerstörungen und Vernichtungen und erst recht nicht das menschliche Leid und die schamlose Erniedrigung wieder, welche den Juden in jener Novembernacht zugefügt wurden.

Deutschland erlebte in dieser Nacht den Verfall aller zivilisatorischen Normen. Der Novemberpogrom war der ultimative Test, ob das deutsche Volk in seiner Gesamtheit die radikale Judenpolitik mitzugehen bereit war. Thomas Mann hat die Ereignisse so auf den Punkt gebracht: »Man soll nicht vergessen und sich nicht ausreden lassen, dass der Nationalsozialismus eine enthusiastische, funkenprühende Revolution, eine deutsche Volksbewegung mit einer ungeheuren seelischen Investierung von Glauben und Begeisterung war«. Treffender kann man den Pogrom nicht beschreiben!

Der Pogrom im November 1938 steht in der deutschen und österreichischen Geschichte einzigartig da. Er hat in wenigen Tagen alle sittlichen Werte und rechtlichen Schranken aufgehoben, er hat das politische Leben in Deutschland und Österreich radikal verändert. Nichts war nach dem Pogrom mehr so wie es vorher war, und niemand, der irgendwie beteiligt war, kann sich von den verheerenden Auswirkungen dieser Aktion freizeichnen. Der Pogrom führte den ethischen Fortschrittsglauben ad absurdum.

Nach dem Ende des Pogroms gab die Reichsregierung bekannt, der Führer werde von nun an die »Judenfrage« auf dem Verordnungswege lösen – »legal, aber hart«, wie Goebbels schrieb. Und schon die nächsten Tage hagelt es Verordnungen und Gesetze, wie es Göring, Goebbels, Heydrich und andere NS-Größen in einer von Zynismen und Häme strotzenden Besprechung am 12. November 1938 verabreden sollten.

Der Text wird in der der Jüdischen Rundschau No. 6 fortgesetzt

Der Aborigine William Cooper

Ein »Gerechter« und der 9. November 1938

Von Ron Jontof-Hutter

Als die sogenannte Kristallnacht am 9. November 1938 vorüber war, fand sich Otto Jontof-Hutter aus Stuttgart im Gefängnis eingesperrt.

Was ihm durch den Kopf gegangen sein mag, als er mit Tausenden anderen wegmarschieren musste, kann man nur vermuten. Herr Jontof-Hutter, im Ersten Weltkrieg zweimal verwundet und Träger des Eisernen Kreuzes, wurde ins Konzentrationslager Dachau geschickt – als »Gast« des Naziregimes, das 1933 an die Macht gewählt worden war.

Otto und William

Alle die Otto kannten, beschrieben ihn als freundlich und loyal, als einen, der hart arbeitete und eine gute Portion Humor besaß. Herr Jontof-Hutter verstand sich bis dahin selbst nie anders, denn als Patriot und stolzer Deutscher. Dabei übersah er, oder beachtete es schlicht nicht, dass er auch Jude war und damit im Grunde zu einem Volk von Eingeborenen gehörte, das seit rund 3500 Jahren die Ebenen von Sharon und die Berge von Judäa und Samaria besiedelte.

Seine Familie stammte seit hundert Jahren aus Deutschland und der Gedanke an seine Herkunft bis tief hinunter in graue Vorzeit wäre ihm wahrscheinlich nicht bewusst in den Sinn gekommen. Er war ein Deutscher mosaischen Glauben und das war's, so einfach. Weder sah er anders aus als die anderen Deutschen noch unterschied sich seine Art zu leben von der seiner Landsleute im Bürgertum. Im Winter mochte er es Skilaufen zu gehen, Langlauf, mit seiner Frau Flora und den beiden Söhnen Erich und Werner. Sonntags machten sie meistens einen Spaziergang und freuten sich wahrscheinlich auf Kaffee und Kuchen. Montags ging man wieder an die Arbeit. Er hatte einen Meistertitel als Herrenschneider und arbeitete in einem Geschäft, das auch Galauniformen für das deutsche Militär herstellte.

Auf der anderen Seite der Erde, in Australien, lebte William Cooper, auch aus einer Gemeinde von Eingeborenen kommend, der in der Nähe einer Missionsstation Mologa, bei Echuca/Moama in der Region Riverina im Bundesstaat New South Wales aufgewachsen war. Nach den herrschenden Definitionen war Herr



Otto Jontof-Hutter. Das Porträt entstand in den 1920er Jahren.



Der Autor mit Colleen Marion, Leiterin von Gathering Place in Melbourne mit Bildern von William Cooper und Uncle Boydie

Cooper »half-caste« (Halb-Blut), ein »Halb-Aborigine«, der mütterlicherseits zur Ethnie der Yorta-Yorta gehörte. Er arbeitete als Schafscherer und Einzäuner. Später eröffnete er einen Fischverkauf in Mulwala, eine ziemlich seltene Sache für einen Aborigine im frühen 20. Jahrhundert. William Cooper verkaufte den Fisch nicht nur, sondern fing ihn auch selbst im mächtigen Murray River, der auf einer Länge von 2375 km durch den Südosten Australiens fließt.

Otto, ein Jude aus Stuttgart, und William, ein nichtchristlicher Aborigine (er konvertierte erst später) in einer kleinen australischen Siedlung, lebten unendlich weit voneinander entfernt, räumlich und kulturell. Sie hatten nur zwei Dinge gemeinsam – Teil einer alten Kultur zu sein und ihre Anständigkeit. Sie haben einander nie kennengelernt, aber auf eine Art kreuzten sich ihre Leben aufgrund der Umstände.

Als Otto für das »Verbrechen«, ein Jude in Deutschland zu sein, verhaftet wurde, während des Pogroms vom 9. auf den 10. November 1938, war William in Melbourne, wohin er in fortgeschrittenem Alter gezogen war, mit seinem neun Jahre alten Enkel Alfred Turner zusammen. Zufällig sah Alfred (den alle Boydie und später Uncle Boydie nannten) die News vom Pogrom in Deutschland in der Zeitung, die zuhause auf dem Tisch lag und fragte seinen Großvater danach.

Aktiv als Bürgerrechtler

William war seit vielen Jahren unermüdlich für die Rechte der Aborigines aktiv. Die Australian Worker's Union (Australische Arbeitergewerkschaft) hatte ihn einige Jahre zu einem ihrer Sprecher gewählt und 1936 gründete sich auf seine Initiative hin die Australian Aborigines' League, die erste Organisation, in der nur Aborigines Mitglieder sein durften. In jenen Tagen thematisierten sie unter anderem den christlichen Missionseifer, Kinder ihren Eltern wegzunehmen, um »gute« Christen aus ihnen zu machen und gleichzeitig »billige« Arbeitskräfte für die Kirchengemeinden zu haben.

Dabei hatte William nicht einmal das Wahlrecht, das man den Indigenen erst 1967 zubilligte, als das allgemeine Wahlrecht auf alle australischen Bundesstaaten und Gebiete ausgeweitet wurde. Bei den christlichen Missionaren hatte Cooper gerade so lesen und schreiben gelernt. Aber er hatte sich als Erwachsener selbst weitergebildet und las viel. Die politischen Entwicklungen und die zunehmende Unterdrückung der Juden in Deutschland hatte er mitbekommen, bis hin zu den Nürnberger Gesetzen 1935, als den deutschen Juden das Wahlrecht entzogen worden war, sie in »Halb-« und »Viertel-« Juden eingeteilt und Mischehen untersagt wurden.

Man muss etwas tun!

Die fürchterlichen Ereignisse der »Kristallnacht« nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und er berichtete seinem Enkel ausführlich darüber. Seine größte Sorge war, laut Uncle Boydie, dass »niemand etwas dagegen getan hat und deshalb dachte er, er müsse etwas tun«.

In der Zeit als Otto, der sehr gebildet und in einer bürgerlichen Welt groß geworden war, eingepfercht mit Tausenden andern in Dachau saß, setzte sich der 78-jährige Autodidakt William also hin und schrieb einen ausführlichen Protestbrief, adressiert an das deutsche Naziregime. Am 6. Dezember 1938, Otto war bereits fast vier Wochen inhaftiert, führte William eine Delegation der Aborigines' League an. Sie marschierten 10 km zum deutschen Generalkonsul Walther Drechsler in Zentral-Melbourne, um ihm den Protest über die »grausame Verfolgung der Juden in Deutschland« persönlich zu übergeben. Drechsler weigerte sich natürlich, den Brief anzunehmen und sie konnten das Schreiben lediglich bei einem Sicherheitsangestellten hinterlegen.

Rückschläge im Kampf um Bürgerrechte waren für William Cooper nichts Neues. Nicht lange zuvor hatte er eine ähnliche Erfahrung machen müssen, als er dem König des Commonwealth ein Gesuch für die Rechte für die Indigenen überbringen wollte. Er forderte zum Beispiel eine direkte Vertretung der Aborigines im Parlament. Im Januar 1938 kam der australische Premierminister Lyons der Bitte der Aborigines' League nicht nach, die Petition an König George VI. weiterzuleiten. Darüber bitter enttäuscht, verbrachte Cooper seine letzten Lebensjahre, wobei er sich dennoch bis zum Schluss für Grundrechte für Aborigines einsetzte.

Die Entscheidung, das Deutsche Reich auf seine Art und Weise herauszufordern, als alter und gebrechlicher »Halb-Aborigine«, der selbst wenig Rechte hatte, ist darum um so bemerkenswerter.

Die deutschen Juden fühlten sich verlassen

Otto Jontof-Hutter in Dachau muss durch die Ereignisse der Pogromnacht geschockt gewesen sein, und sich von seinen direkten Nachbarn verlassen und verraten gefühlt haben. Weit weg in Australien dagegen machte sich William kundig und

war geschockt von dem was er erfuhr. Er wollte seine Abscheu vor der Judenverfolgung öffentlich machen. Otto erlangte keine Kenntnis von den guten Absichten des Protestes von Cooper in Australien.

Schließlich wurde Otto freigelassen, kurz bevor die Nazis den Krieg angingen, und konnte mithilfe eines Anwalts seine Auswanderung nach Südafrika organisieren, wo er seine Frau und seine Söhne wieder in die Arme schließen konnte. Die Erfahrungen in Dachau waren traumatisch gewesen und hatten seine Gesundheit angegriffen. Er verbrachte viel Zeit mit malen, seine Hauptmotive waren Landschaften und Stillleben, bereits 1948 starb er nach einem Herzinfarkt im Alter von 68 Jahren. Er ist in der südafrikanischen Stadt Port Elizabeth begraben.

William Cooper starb 1941 krank, verarmt und unbeachtet im Alter von 80 Jahren in Moorooopna Victoria und liegt in Cumerooogunga begraben. Als Vorsitzender der Australischen Aborigines League hatte er sich für Gerechtigkeit und Würde für sein Volk eingesetzt. Nach Deutschland wollte er durch sein Beispiel eine Spur von Aufschrei und Bewusstsein bringen.



Der »Garten der Gerechten« in Yad Vashem
Bildquelle: Wikimedia

Ehrung als »Gerechter« im Beisein von Williams Enkel »Boydie«

Im Jahr 2010 ehrte die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem William Cooper mit einer Gedenkplakette im »Garten der Gerechten«. Begleitet von Colleen Marion, der Leiterin von Gathering Place, ein von Aborigines geführtes Gesundheitszentrum in Melbourne, reiste Uncle Boydie nach Israel, um an der Zeremonie teilzunehmen.

William Cooper, ein einfacher Arbeiter, war ein großartiger Mann. Er machte die Forderung nach Gerechtigkeit für sein Volk hörbar und für die jüdischen Menschen in Deutschland. Er erhob seine Stimme vom weit entfernten Australien während das offizielle Australien still blieb, ebenso wie die Kirchengemeinden und Kirchenoberen in Deutschland.

2012 wurde Williams Marsch zum deutschen Generalkonsul in Melbourne symbolisch wiederholt und die historische Protest-Petition über die Behandlung der deutschen Juden diesmal vom Konsulat angenommen.

Uncle Boydie ist jetzt 86 Jahre alt und lebt in Shepparton in Victoria und ich hatte die Ehre, ihn kennenzulernen. Es war mir sehr wichtig, ihm meinen Dank dafür auszusprechen, was sein Großvater

für meinen Opa und Tausende andere getan hat. Vielen Dank für Williams Charakterstärke, für seine Tapferkeit, für seine moralische Überzeugungen und sein Beispiel gegenüber Leuten in einflussreichen Positionen die sich schamlos bereichern haben oder sich indifferent verhielten.

Bis vor kurzem hatte Uncle Boydie noch eine »unerledigte Aufgabe«, wie er sagte. Bei unserem letzten Telefonat

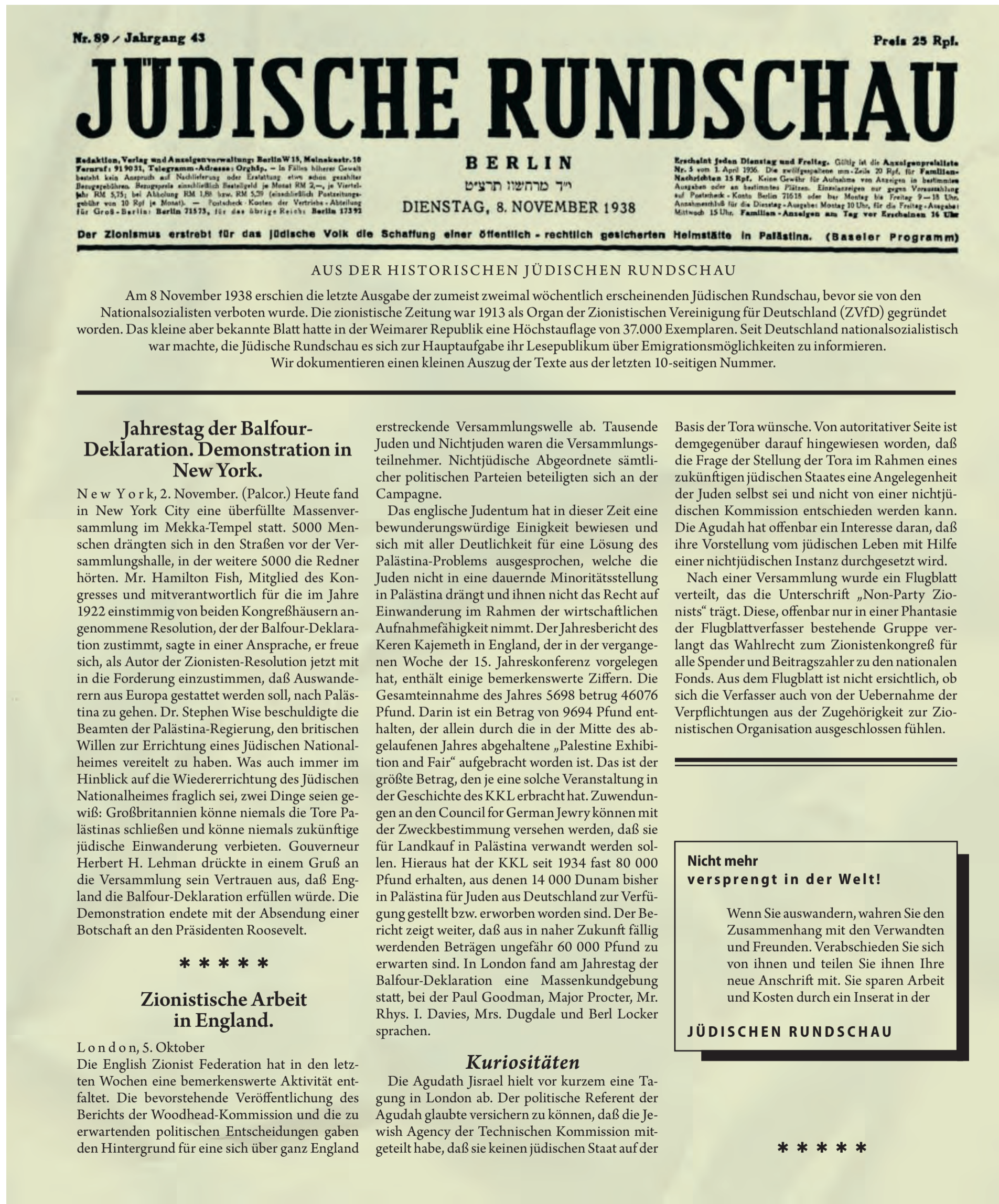
berichtete er mir glücklich und stolz, dass sein Wunsch verwirklicht wurde: Wie bei der symbolischen Wiederholung des Protestmarsches zum deutschen Konsulat, hat kürzlich der neue australische Generalgouverneur Sir Peter Cosgrove den historischen Fehler korrigiert und Queen Elizabeth im Buckingham Palace die Aborigine-Petition von 1938 übergeben.

Otto und William, beide seligen An-

gedenkens, kannten einander nicht, aber ihre Geschichte ist inspirierend. William Cooper sollte ein Vorbild für das heutige Europa sein und seine Geschichte könnte Teil der deutschen Schulbildung sein. Er gibt ein besonderes Beispiel für einen »Gerechten unter den Völkern« ab, insbesondere aufgrund seiner Herkunft aus ärmlichen Verhältnissen, genauso wegen der Erniedrigungen die er erlitten hat und

seinem einfachen Leben, das ihn sehr klar lehrte, richtig von falsch zu unterscheiden.

Ron Jontof-Hutter ist ein in Südafrika geborener australisch-deutscher Psychologe und Autor. Er unterrichtet in verschiedenen Ländern Musik, Psychologie und Jüdische Geschichte. Aus dem Englischen von Susanne Wein



Nr. 89 / Jahrgang 43

Preis 25 Rpf.

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Redaktion, Verlag und Anzeigenverwaltung: Berlin W15, Melnikstr. 10
 Fernruf: 919031, Telegramm-Adresse: OrghSp. — In Fällen höherer Gewalt besteht kein Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung etwa schon gezahlter Bezugsgebühren. Bezugspreis einschließlich Bestellgeld je Monat RM 2,—, je Vierteljahr RM 5,75; bei Abholung RM 1,80 bzw. RM 5,20 (einschließlich Postzeitungsgebühr von 10 Rpf je Monat). — Postcheck-Kosten der Vertriebs-Abteilung für Groß-Berlin: Berlin 71573, für das übrige Reich: Berlin 17392

BERLIN

י"ד מרחשוון תרצ"ט

DIENSTAG, 8. NOVEMBER 1938

Erscheint jeden Dienstag und Freitag. Gültig ist die Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. April 1936. Die zwölfgespaltenen mm-Zeile 20 Rpf. für Familien-Nachrichten 15 Rpf. Keine Gewähr für Aufnahme von Anzeigen in bestimmten Ausgaben oder an bestimmtes Filialen. Einzelaufträge nur gegen Vorauszahlung auf Postcheck-Konto Berlin 71613 oder bar Montag bis Freitag 9—13 Uhr. Anzahmschluß für die Dienstag-Ausgabe: Montag 10 Uhr, für die Freitag-Ausgabe: Mittwoch 15 Uhr. Familien-Anzeigen am Tag vor Erscheinen 16 Uhr

Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. (Baseler Programm)

AUS DER HISTORISCHEN JÜDISCHEN RUNDSCHAU

Am 8 November 1938 erschien die letzte Ausgabe der zumeist zweimal wöchentlich erscheinenden Jüdischen Rundschau, bevor sie von den Nationalsozialisten verboten wurde. Die zionistische Zeitung war 1913 als Organ der Zionistischen Vereinigung für Deutschland (ZVfD) gegründet worden. Das kleine aber bekannte Blatt hatte in der Weimarer Republik eine Höchstauflage von 37.000 Exemplaren. Seit Deutschland nationalsozialistisch war machte, die Jüdische Rundschau es sich zur Hauptaufgabe ihr Lesepublikum über Emigrationsmöglichkeiten zu informieren. Wir dokumentieren einen kleinen Auszug der Texte aus der letzten 10-seitigen Nummer.

Jahrestag der Balfour-Deklaration. Demonstration in New York.

New York, 2. November. (Palcor.) Heute fand in New York City eine überfüllte Massenversammlung im Mekka-Tempel statt. 5000 Menschen drängten sich in den Straßen vor der Versammlungshalle, in der weitere 5000 die Redner hörten. Mr. Hamilton Fish, Mitglied des Kongresses und mitverantwortlich für die im Jahre 1922 einstimmig von beiden Kongreßhäusern angenommene Resolution, der der Balfour-Deklaration zustimmt, sagte in einer Ansprache, er freue sich, als Autor der Zionisten-Resolution jetzt mit in die Forderung einzustimmen, daß Auswanderern aus Europa gestattet werden soll, nach Palästina zu gehen. Dr. Stephen Wise beschuldigte die Beamten der Palästina-Regierung, den britischen Willen zur Errichtung eines Jüdischen Nationalheimes vereitelt zu haben. Was auch immer im Hinblick auf die Wiedererrichtung des Jüdischen Nationalheimes fraglich sei, zwei Dinge seien gewiß: Großbritannien könne niemals die Tore Palästinas schließen und könne niemals zukünftige jüdische Einwanderung verbieten. Gouverneur Herbert H. Lehman drückte in einem Gruß an die Versammlung sein Vertrauen aus, daß England die Balfour-Deklaration erfüllen würde. Die Demonstration endete mit der Absendung einer Botschaft an den Präsidenten Roosevelt.

Zionistische Arbeit in England.

London, 5. Oktober
 Die English Zionist Federation hat in den letzten Wochen eine bemerkenswerte Aktivität entfaltet. Die bevorstehende Veröffentlichung des Berichts der Woodhead-Kommission und die zu erwartenden politischen Entscheidungen gaben den Hintergrund für eine sich über ganz England

erstreckende Versammlungswelle ab. Tausende Juden und Nichtjuden waren die Versammlungsteilnehmer. Nichtjüdische Abgeordnete sämtlicher politischen Parteien beteiligten sich an der Campagne.

Das englische Judentum hat in dieser Zeit eine bewunderungswürdige Einigkeit bewiesen und sich mit aller Deutlichkeit für eine Lösung des Palästina-Problems ausgesprochen, welche die Juden nicht in eine dauernde Minoritätsstellung in Palästina drängt und ihnen nicht das Recht auf Einwanderung im Rahmen der wirtschaftlichen Aufnahmefähigkeit nimmt. Der Jahresbericht des Keren Kajemeth in England, der in der vergangenen Woche der 15. Jahreskonferenz vorgelegen hat, enthält einige bemerkenswerte Ziffern. Die Gesamteinnahme des Jahres 5698 betrug 46076 Pfund. Darin ist ein Betrag von 9694 Pfund enthalten, der allein durch die in der Mitte des abgelaufenen Jahres abgehaltene „Palestine Exhibition and Fair“ aufgebracht worden ist. Das ist der größte Betrag, den je eine solche Veranstaltung in der Geschichte des KKL erbracht hat. Zuwendungen an den Council for German Jewry können mit der Zweckbestimmung versehen werden, daß sie für Landkauf in Palästina verwandt werden sollen. Hieraus hat der KKL seit 1934 fast 80 000 Pfund erhalten, aus denen 14 000 Dunam bisher in Palästina für Juden aus Deutschland zur Verfügung gestellt bzw. erworben worden sind. Der Bericht zeigt weiter, daß aus in naher Zukunft fällig werdenden Beträgen ungefähr 60 000 Pfund zu erwarten sind. In London fand am Jahrestag der Balfour-Deklaration eine Massenkundgebung statt, bei der Paul Goodman, Major Procter, Mr. Rhys. I. Davies, Mrs. Dugdale und Berl Locker sprachen.

Kuriositäten

Die Agudath Jisrael hielt vor kurzem eine Tagung in London ab. Der politische Referent der Agudah glaubte versichern zu können, daß die Jewish Agency der Technischen Kommission mitgeteilt habe, daß sie keinen jüdischen Staat auf der

Basis der Tora wünsche. Von autoritativer Seite ist demgegenüber darauf hingewiesen worden, daß die Frage der Stellung der Tora im Rahmen eines zukünftigen jüdischen Staates eine Angelegenheit der Juden selbst sei und nicht von einer nichtjüdischen Kommission entschieden werden kann. Die Agudah hat offenbar ein Interesse daran, daß ihre Vorstellung vom jüdischen Leben mit Hilfe einer nichtjüdischen Instanz durchgesetzt wird.

Nach einer Versammlung wurde ein Flugblatt verteilt, das die Unterschrift „Non-Party Zionists“ trägt. Diese, offenbar nur in einer Phantasie der Flugblattverfasser bestehende Gruppe verlangt das Wahlrecht zum Zionistenkongreß für alle Spender und Beitragszahler zu den nationalen Fonds. Aus dem Flugblatt ist nicht ersichtlich, ob sich die Verfasser auch von der Uebernahme der Verpflichtungen aus der Zugehörigkeit zur Zionistischen Organisation ausgeschlossen fühlen.

Nicht mehr versprengt in der Welt!

Wenn Sie auswandern, wahren Sie den Zusammenhang mit den Verwandten und Freunden. Verabschieden Sie sich von ihnen und teilen Sie ihnen Ihre neue Anschrift mit. Sie sparen Arbeit und Kosten durch ein Inserat in der

JÜDISCHEN RUNDSCHAU

Der Holocaustüberlebende Avner Gruber

»Kind im Niemandsland – ein jüdisches Leben«

Von Heike Linde-Lembke

Kaltenkirchen

Er war noch ein Kind und wollte eine junge Frau retten. Und ihr Baby, das sie im Lager geboren hatte. Sie fanden einen Fluchtweg und konnten entkommen. Doch Soldaten stellten sie, deutsche Soldaten. Sie warfen das Baby an eine Wand und vergewaltigten die Frau. Ein Soldat hielt ihn fest, er musste zusehen. Sie erschossen die Frau. Er entkam.

Avner Gruber ist dieser Junge. Zwölf Jahre war er alt, und es war in der Bukowina, seiner Heimat. 1941 wurde er mit seiner Familie ins KZ Mogilev-Podolsk verschleppt. Als 15-Jähriger kehrte er zurück. Bis dahin wäre er mehrmals fast gestorben. Avner Gruber ist Jude.

Jetzt erzählte der pensionierte Lehrer Schülerinnen und Schülern der Oberstufe des Gymnasiums Kaltenkirchen aus seiner Jugend. Einer Jugend, die keine war. Sondern Entsetzen, Hunger und Tod. Die Schüler hörten ihm zu. Von 11 bis fast 14.30 Uhr, fast ohne Pause. Avner Gruber sprach mal fest. Dann wieder leise. Heute noch, nach mehr als 70 Jahren stockt dem mittlerweile 85-Jährigen die Stimme, wenn er erzählt und ihn seine Vergangenheit einholt.

»Nachts wache ich manchmal von meinem eigenen Schrei auf, immer noch«, sagt er. Vor allem, wenn er sich an die toten Soldaten nach einem Gemetzel am Dnjestr erinnert. »Ein kleiner Junge fuchtelte mit einer Pistole herum, und sagte zu mir, dass es jede Menge davon am Fluss gäbe«, erzählt Gruber.



Avner Gruber hat die Judenverfolgung trotz Deportation in mehrere KZs überlebt. Heute berichtet der 85-Jährige in Schulen als Zeitzeuge aus seiner Jugend. Die Schülerinnen und Schüler der Oberstufe des Gymnasiums Kaltenkirchen hörten ihm erschüttert zu.

Foto: Heike Linde-Lembke

Er ging zum Dnejr und sah tote Soldaten. Aufgetürmt zu Bergen. Er war so erschüttert, dass er mit den Soldaten redete: »Du hast Kinder Zuhause. Und du eine Frau. Und du eine Mutter. Die warten auf dich.« Es waren deutsche Soldaten.

»Ich habe wohl eine dreiviertel Stunde mit den Toten geredet. An die Pistole habe ich nicht mehr gedacht.« Da war er 15 Jahre alt, und eine Odyssee der Vertreibung, durch KZs und der Flucht lag hinter ihm. Immer wieder fand der dürre Junge ein Schlupfloch, konnte fliehen. Immer wieder wurde er aufgegriffen, fast zu Tode geprügel: »Oft haben Einsatzkommandos wahllos in die Menge der Deportierten geschossen, und einmal musste ich zusehen, wie ein Mann mit einer Eisenstange erschlagen wurde, bis nichts mehr von ihm zu sehen war.«

Bei dem Versuch, wieder in seine Heimatstadt zu kommen, hat ihn eine alte Bäuerin vor dem Erfrieren ge-

rettet und aufgepäppelt. Sie konnte nicht lesen, hatte aber das Neue Testament. Er durfte so lange bei ihr bleiben, bis er es ihr ganz vorgelesen hatte. »Ich las sehr sehr langsam«, sagt Avner Gruber.

Mit seiner Familie wurde er immer weiter getrieben gen Osten, mit Peitschenhieben. Wer nicht mehr gehen konnte, wurde erschossen. Zu essen gab es einen Löffel Erbsensuppe. Abends. Oft auch gar nichts. Geschlafen wurde auf dem Fußboden. Und alle Gefangenen starteten vor Schmutz, stanken, wurden krank, starben. »Die Soldaten hatten Spaß daran, Menschen zu quälen und zu foltern«, erinnert sich Gruber, und obwohl er sehr leise spricht, hören alle Schüler gebannt zu, können das Gehörte kaum begreifen, kaum fassen.

»Was ich euch hier in drei Stunden berichte, ist eine Zeit von mehr als drei Jahren, drei Jahre in der furchtbarsten Zeit Europas«, sagt der pensionierte Lehrer, der trotz einer starken Gehbehinderung am Pult steht und erzählt. 30 Mitglieder seiner Familie liegen irgendwo in der Bukowina vergraben, verscharrt ohne Grab.

»Das ist wie ein furchtbarer Film, es ist unfassbar, dass Menschen so grausam sind«, sagt Inken, 18 Jahre alt. »Herr Gruber steht vor uns, und ihm ist das alles zugestoßen, das ist furchtbar. Aber ich finde es sehr gut, dass uns die Schule die Möglichkeit gibt, das so authentisch zu erfahren«, sagt Jule, 18. »Ich habe wie gebannt zugehört und muss das erst einmal verarbeiten«, sagt Andrea, 19. »Das ist sehr ergreifend und gibt uns aus erster Hand eine völlig andere Sichtweise auf die Hitler-Verbrechen als der Geschichtsunterricht«, sagt Alex, 20. »Durch die Erzählung eines Zeitzeugen wird die Geschichte lebendig, es ist fast unvorstellbar,

dass Menschen solche Verbrechen begehen«, sagt Sahli, 19. »Die Soldaten waren wie Tiere«, sagt Philipp, 18 Jahre.

Wie aber ging Avner Grubers Leben nach dem Holocaust weiter, wollten die Schüler wissen. Er machte sein Abitur, ging nach Bukarest, begann 1948, Medizin zu studieren. Der Krieg war vorbei, der Antisemitismus geblieben, Gruber wanderte nach Israel aus.

»Für mich und die, die zu meiner Zeit nach Israel gekommen sind, war dieses Land die einzige Chance«, sagt der 85-Jährige. Er kam zum Militär, baute israelische Dörfer auf, studierte Jura bis zum Abschluss, doch ohne große Aussichten auf Erfolg im Beruf. Er ging nach Frankreich, wurde dort von anderen Emigranten bedroht, floh zu einem Freund nach Deutschland, nach Berlin. Widersinnig nach dem Holocaust. »Aber so war es«, sagt Gruber.

Er hat seine KZ-Vergangenheit radikal verdrängt, sonst hätte er in Berlin nicht leben können: »Ich sah am Anfang in jedem Deutschen einen Mörder.« Er studierte Ernährungswissenschaften.

»Verliert man nicht jede Hoffnung?«, fragte Jule. »Was der Verstand nicht macht, das macht die Zeit«, antwortete Gruber. Er riet den Schülern: »Gebt nie auf, habt ein Ziel und verfolgt es, verlasst euch nur auf euch selbst.«

Seine Erinnerungen schrieb Avner Gruber unter dem Pseudonym Adi Herzog mit der Autorin Ursula Brauer unter dem Titel »Kind im Niemandsland – Ein jüdisches Leben« auf. Europäische Verlagsanstalt, zu beziehen übers Internet



Avner Grubers Vater überlebte einen Schuss direkt in die Stirn. Das Loch blieb
Foto: Heike Linde-Lembke

»Religion ist Privatsache«

Heinrich Margulies (1890–1989) – Portrait eines säkularen Zionisten

Von Vera Regine Röhl

»Religion ist Privatsache und sie zu rauben keine größere Gewalttat, als sie aufzuzwingen«, schreibt der Ökonom und Zionist Heinrich Margulies in seiner *Kritik des Zionismus*, die 1920 bei Löwit in Berlin und Wien erschien. Margulies fiel in der zionistischen Bewegung früh durch sein leidenschaftliches Plädoyer für einen säkularen jüdischen Staat auf. Als Nationalökonom und späteres Direktoriumsmitglied der israelischen Nationalbank (Bank Leumi) wies er immer wieder auf die Notwendigkeit wirtschaftlicher Konzepte für das zionistische Projekt hin. Mit seiner *Kritik des Zionismus* entwarf er ein aufgeklärtes Staats- und Gesellschaftsmodell, das den damaligen Tendenzen im deutschen Zionismus entgegentrat, Nationalismus und Mystizismus zu verbinden – und bezog damit Position gegen den jungen Martin Buber und seine Anhänger.

Aus einer gebildeten, assimilierten Familie

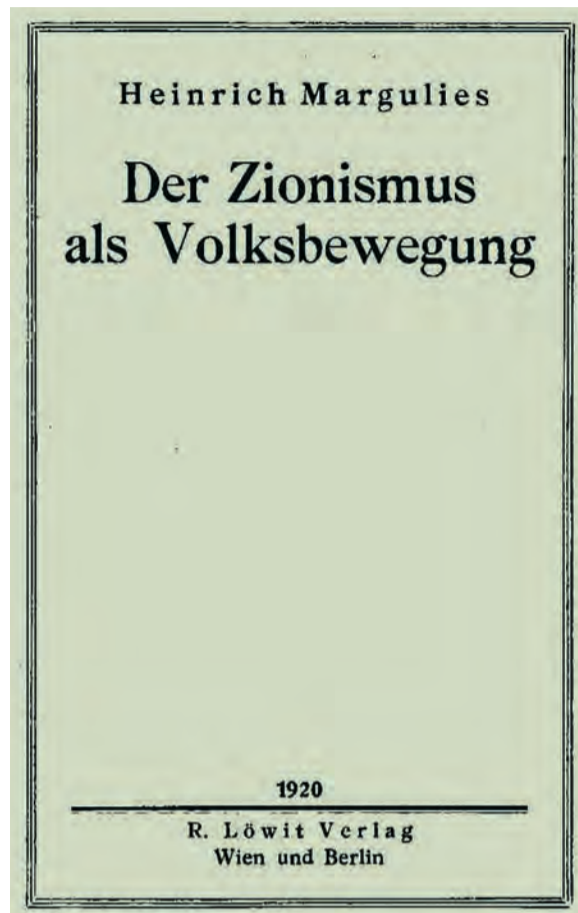
Heinrich Margulies wurde 1890 in der Nähe von Kattowitz in eine gebildete, assimilierte jüdische Familie geboren und kam schon als Jugendlicher mit dem Zionismus in Berührung. Nach einer Banklehre und einem Wirtschaftsstudium in Breslau und Leipzig lebte Margulies in Berlin und Wien und war dort in der zionistischen Bewegung aktiv. 1925 wanderte er, nach einer anderthalb Jahre dauernden Zwischenstation in Italien, mit seiner Frau Nanny und seinen drei Kindern nach Palästina ein und beteiligte sich fortan am Aufbau des jüdischen Gemeinwesens.

Margulies' Anliegen waren die Säkularisierung des Judentums, ein säkularer jüdischer Staat in Palästina und ein Zionismus, der alle Volksteile einbezieht – egal, wie sie ihr Judentum definierten und ob sie in der Diaspora oder im jüdischen Staat leben würden. Deshalb nannte er seinen Zionismus einen »synthetischen Zionismus«, der auf das »Alljudentum«, also das gesamte Judentum abzielte. Seine 1920 veröffentlichte zweibändige *Kritik des Zionismus*, sein Hauptwerk, bezeichnete er in der Rückschau als »Lehrbuch des synthetischen Zionismus«.

Für Margulies ging es im Zionismus zu allererst um die Gestaltung des Zusammenlebens von Menschen. Margulies vertrat ein aufgeklärtes, an individueller Freiheit und Selbstbestimmung orientiertes Gesellschaftsmodell, das dem Geistigen generell und der Religion im Besonderen seinen Platz im Privaten zuordnete. Sein Zionismus war durch einen Pragmatismus gekennzeichnet, der sich am Machbaren orientierte, ohne dabei an Leidenschaft und Visionen einzubüßen.

Philosophie und Wirtschaft

Als der junge Margulies im Jahr 1909 an der Handelshochschule Leipzig Wirtschaft studierte, besuchte er philosophische Vorlesungen an der Universität der Stadt und eignete sich die Grundlagen für sein späteres Werk, die *Kritik des Zio-*



nismus, an. Im ersten Band mit dem Titel »Volk und Gemeinschaft« gibt Margulies seiner Kritik eine ausführliche theoretische Grundlage. Sie ermöglicht es ihm, im zweiten Band differenziert zu argumentieren und fundiert für den »Zionismus als Volksbewegung« – so der Untertitel von Band II – hin zu einem säkularen jüdischen Staat zu plädieren

Für Margulies war die Wirtschaft die Basis eines funktionierenden Gemeinwesens, in dem jeder Bürger »nach seiner Façon glücklich werden« können sollte. Sie war deshalb auch die Grundlage für seine Pläne und Konzepte für das zionistische Aufbauwerk in Palästina. Eine funktionierende Volkswirtschaft war für ihn die Voraussetzung für die fruchtbare Entwicklung von Bildung und Kultur. Wenn das eine vorhanden sei, würde das andere von selbst entstehen, so seine Auffassung. Als Nationalökonom wies er deshalb immer wieder auf die Notwendigkeit wirtschaftlicher Pläne und Konzepte für das zionistische Projekt und ihre praktische Umsetzung hin. Das tat er in zahlreichen Zeitungsartikeln und in einer im Jahr 1922 im Selbstverlag veröffentlichten Broschüre über »Die zionistische Finanzwirtschaft« sowie als Vorsitzender des *Herzl-Bundes*, einer Vereinigung jüdischer Kaufleute. Nach seiner Einwanderung nach Palästina im Jahr 1925 beteiligte er sich fachkundig und streitbar als Mitarbeiter und später als Direktoriumsmitglied der israelischen Nationalbank am Aufbau des jüdischen Gemeinwesens und ab 1948 am Aufbau des Staates Israel.

Ringens um Ideen und Werte mit Martin Buber

Die beiden Denker Heinrich Margulies und Martin Buber standen Zeit ihres Lebens in einer Auseinandersetzung über Ziele und Methoden des Zionismus. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs verband die beiden ihre Begeisterung für den Krieg

als nationales Erweckungserlebnis. Doch dann wandte sich Margulies inhaltlich von Buber ab – und begründete das ausführlich in einem offenen Brief, der Auskunft gibt über seine Sicht auf Buber, die Welt und den Zionismus. Margulies warf dem jungen, vordialogischen Buber vor, Menschen aus geistig-ethischen Gründen aus der jüdischen Nation auszuschließen, die unter politischen Gesichtspunkten sehr wohl dazugehörten. Der mystische Nationalismus des jungen Martin Buber passte so gar nicht zu Margulies' wirtschaftlich-pragmatischem Ansatz für den jüdischen Staat.

Margulies und Buber rangten miteinander um Werte, um den Wert der Tat und um den Wert des Geistigen, um den Wert der Gemeinschaft, um den Wert der individuellen Freiheit sowie um den Stellenwert der Religion, des Geistigen und des Sittlichen in einer modernen (jüdischen) Gesellschaft. Margulies wandte sich in der Auseinandersetzung mit Buber und seinen Anhängern, welche er in Briefen, Zeitungsartikeln, Vorträgen und im persönlichen Gespräch führte, gegen eine »Vergeistigung des Zionismus«. Er sprach sich für eine Entideologisierung des Zionismus aus, und plädierte für eine »Säkularisierung des Judentums«.

Politik und Religion

Die Säkularisierung des Judentums und die Schaffung eines säkularen jüdischen Staates waren Margulies' zentrale Anliegen. Doch was beinhalten diese Forderungen? Margulies gibt in seinem umfangreichen Nachlass keine konkrete Antwort darauf. Seine Vorstellungen von einem säkularen jüdischen Staat lassen sich nicht leicht fassen. Es wird aber deutlich, dass es ihm um eine Trennung von Staat und »Kirche« ging, dass er Sozialethik und Individualethik klar unterschied und dass er einen jüdischen Staat anstrebte, in dem alle Juden leben konnten – ganz gleich, ob sie ihr Judentum religiös, national, kulturell oder ethisch definierten und lebten. Religion sollte im jüdischen Staat Privatsache sein und sie sollte keine Deutungshoheit über das Leben des jüdischen Volkes (mehr) haben, denn für Margulies war sie nur ein Aspekt neben anderen prägenden Aspekten des jüdischen Volkes.

Die Säkularisierung des Judentums sollte es ermöglichen, dass das jüdische Volk als ein »normales Volk« selbstbestimmt in einem säkularen Staat leben kann. Es sollte nicht mehr als Minderheit unter nichtjüdischen Mehrheitsvölkern leben müssen und dadurch ihrer Willkür ausgesetzt sein, und es sollte nicht mehr ein Sonderdasein als »auserwähltes Volk« führen. Margulies ging sogar so weit, einen jüdisch-arabischen Vielvölkerstaat in Palästina zu fordern, und nahm Österreich-Ungarn als Vorbild – und tat

das lange bevor Buber einen binationalen Staat in Palästina vertrat. Die säkulare Geschichtsschreibung, die nach Margulies' Vorstellung die Bibel als geschichtliche Quelle heranziehen und die Schriften anderer Völker des Altertums mit einbeziehen sollte, diente ihm als Grundlage für die Identität der Bürger des jüdischen Staates.

In Folge der Araber-Unruhen in Palästina im Jahr 1929 zeigte sich Margulies allerdings desillusioniert in Bezug auf eine jüdisch-arabische Koexistenz. Er erkannte resigniert ein Problem, das ein grundsätzliches im arabisch-jüdischen Konflikt zu sein scheint: Dort treffen zwei verschiedene Wertegemeinschaften aufeinander, die der Demokratie, der gleichberechtigten Teilhabe und dem Minoritätenschutz nicht gleichviel Raum geben wollen, wie das aber für Margulies als europäischem Juden des 20. Jahrhunderts erstrebenswert war.

Die Biographie Margulies' spiegelt die weiterhin unbeantworteten Fragen nach dem Selbstverständnis des Staates Israel und nach der Verfasstheit eines jüdischen Gemeinwesens wider. Das beinhaltet die Fragen, wer Jude sei und wer nicht, wie das Verhältnis des jüdischen Staates zur jüdischen Diaspora und wie das der jüdischen Mehrheitsgesellschaft zu nicht jüdischen Minderheiten innerhalb des Staates aussehen soll.



Damit sprach Margulies auch die grundsätzliche Frage an, welchen Einfluss Religionen mit ihren moralischen, sittlichen Forderungen und »letzten« Antworten in einem modernen Staat auf die Politik nehmen dürfen – eine Frage, deren Beantwortung im Sinne der Aufklärung, also im Sinne von Margulies, nicht zuletzt in den arabischen Gesellschaften der Gegenwart aussteht.

Die Autorin ist Geistes- und Sozialwissenschaftlerin aus Berlin. Ihre Doktorarbeit erschien im Mai 2014 bei Königshausen & Neumann unter dem Titel: »Es gibt kein Himmelreich auf Erden« Heinrich Margulies – ein säkularer Zionist

Hadrian-Inschrift in Jerusalem gefunden

Von Ulrich W. Sahn

Nahe dem vom römischen Kaiser Hadrian errichteten Damaskustor der Altstadt Jerusalems haben Archäologen der israelischen Antikenbehörde einen tonnenschweren Stein mit lateinischer Inschrift zu Ehren Hadrians gefunden.

Historiker entzifferten auf dem 1m mal 1,5m großen Steinfragment mehrere historisch bekannte Namen. »Für den Imperator Caesar Traianus Hadrianus Augustus, Sohn des göttlichen Traianus Parthicus, Enkel des göttlichen (Kaisers) Nerva, Hoher Priester, versehen mit der tribunischen Macht zum 14. Mal, Konsul zum 3. Mal, Vater des Landes, (gewidmet durch die) 10. Legion Fretensis Antoniniana.«

Die Archäologen Rina Avner und Roi Greenwald fanden den zweitverwerteten Stein am Rand einer tiefen Zisterne. Deshalb war ein Teil der Inschrift mit einer runden Nachbearbeitung herausgeschnitten worden. Damals wie heute ist es üblich, Baumaterial wieder zu verwenden. Die historische Bedeutung der monumentalen Inschrift war sofort klar, wegen der deutlich lesbaren lateinischen in den Kalkstein gemeißelten Buchstaben in feinsten Schönschrift.

Nach Angaben von Avner Ecker und Hannah Cotton der Hebrew University of Jerusalem habe die römische Legion X Fretensis die Inschrift ihrem Kaiser Hadrian im Jahr 129/130 nach Chr. gewidmet.

Die jetzt gefundene Inschrift ist nur zur Hälfte erhalten, doch die fehlende Hälfte wurde schon vor hundert Jahren vom französischen Archäologen Charles Clermont-Ganneau in der gleichen Gegend gefunden und befindet sich heute im Hof des Studium Biblicum Franciscanum Museums an der Via Dolorosa.

Der Stein hat für die jüdische Geschichte und für die Geschichte Jeru-



Das Hadrianstor eine Etage unter dem heutigen Damaskustor aus dem 15. Jahrhundert Fotos: Ulrich W. Sahn

salems große Bedeutung. Die Inschrift beweist die Präsenz der X. römischen Legion in Jerusalem in der Zeit zwischen zwei großen jüdischen Aufständen gegen die römische Besatzungsmacht. Ihr Lager befand sich möglicherweise in der Gegend des Fundorts. Die Anwesenheit dieser römischen Legion war einer der Gründe für den Ausbruch der von den Römern niedergeschlagenen jüdischen Revolte. Sie endete mit der Umbenennung Jerusalems in »Aelia Capitolina«. Gleichzeitig hat Hadrian die Provinz »Judea« umbenannt in »Palaestina«. Das hat politische Auswirkungen bis heute.

Hadrian ließ die in Jerusalem auch nach der Zerstörung des Tempels im Jahr 70

lebenden Juden zwangs-konvertieren und verfolgen.

Die Geschichte der sogenannten Bar Kochba Revolte ist vom römischen Historiker Cassius Dio dokumentiert worden. Dabei erwähnte er auch den Besuch des Kaisers Hadrian in Jerusalem im Jahr 129/130. Das entspricht dem auf der Inschrift enthaltenen Datum. Die Reise des Kaisers in das östliche römische Reich ist auch dank Münzen dokumentiert, die in verschiedenen Städten gefunden worden sind.

Dr. Avner vermutet, dass die vollständige Inschrift einst einen Triumphbogen am nördlichen Eingang der Stadt, dem heutigen Damaskustor, geschmückt habe.

Das Schicksal Jerusalems zwischen der Zerstörung des Tempels im Jahr 70 und dem Bar Kochba Aufstand (132 bis 136) kurz nach dem Besuch Hadrians in der Stadt und seiner Dekrete gegen die Juden hatten einen entscheidenden Einfluss auf die Geschichte des jüdischen Volkes. Der von Hadrian verfügte Status Jerusalem als »Colonia« bedeutete, dass alle Bürger der Stadt und die Götter römisch zu sein hatten. Genau das bezeugt auch die gefundene Inschrift mit der Nennung des Kaisers und römischer Gottheiten.

Die Inschrift könnte die langgeführte historische Frage zum Auslöser für den Ausbruch des Bar Kochba Aufstandes beantworten. Der hatte die jüdische Präsenz fast 2.000 Jahre lang besiegelt und

die Juden ins Exil getrieben. So fragen sich die Historiker, ob die Errichtung eines Götzentempels an der Stelle des alten salomonischen Tempels den Aufstand ausgelöst habe, oder aber, ob diese Entweihung des Tempelplatzes mitsamt der Stelle des Allerheiligsten, eine Strafaktion der Römer wegen der jüdischen Rebellion gegen das römische Reich war.

Die Spuren der völligen Umgestaltung Jerusalems durch Kaiser Hadrian prägen bis heute die historische Altstadt. So kann



Die zweite Hälfte des Steines

Foto: Yoli Shwartz, courtesy of the Israel Antiquities Authority

man eine Etage unter dem 1537 vom osmanischen (türkischen) Sultan Suleiman dem Prächtigen errichteten Damaskustor die Stadt auch durch das von Hadrian errichtete Tor betreten. Auf Arabisch heißt das Tor bis heute »Bab el Amud« (Säulentor). Denn dort stand einst eine Statue des Kaisers auf einem Sockel, den Archäologen unter der heutigen Straße gefunden haben. Auch die von Hadrian entworfene Straßenplanung hat sich bis heute erhalten, mit jeweils einem säulengesäumten Cardo in Richtung der Klagemauer und quer durch die Stadt an der heutigen Grabeskirche vorbei.

Erschienen am 22. Oktober 2014 auf <http://www.israelnetz.com/wissenschaft/detailansicht/aktuell/hadrian-inschrift-in-jerusalem-gefunden-89824/>, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors

Der Judenhass der Mitte

Von Gerd Buurmann

Es hätte keinen Krieg in Gaza gegeben, hätten die Juden sich abschlagen lassen. Die Häuser in Gaza würden noch stehen und die Kinder von Gaza noch leben, hätten die Juden sich vernichten lassen.

Die Gründungscharta der Hamas fordert in Artikel 7 die Vernichtung aller Juden weltweit als Notwendigkeit für einen Frieden. Minister der Hamas erklären Juden in öffentlichen Reden zu Bakterien, die ausgerottet gehören. Im palästinensischen Fernsehen werden Kinder dazu erzogen, Juden töten zu wollen. All die abertausend Raketen, die manchmal in nur wenigen Tagen auf Israel abgefeuert werden, werden von der Hamas allesamt in der verfassungsmäßigen Absicht eines Holocausts abgefeuert. Der geplante Massenmord an dem jüdischen Volk im Nahen Osten wurde bisher jedesmal von Israel verhindert. Israel holte die Vernichtungswaffen mit dem Iron Dome vom

Himmel und sorgte mit der Zerstörung jener Anlagen in Gaza, die dazu errichtet wurden, den Massenmord an Juden zu verwirklichen, für Leben und Sicherheit.

Die Kinder in Gaza mussten daher sterben, weil sich Juden nicht einfach vernichten lassen und die Hamas ihre Kinder als Schutzschilde missbraucht. Wer Israel kritisiert, weil Kinder in dem Krieg sterben, wer sogar »Kindermörder Israel« ruft, verlangt nichts weiter von Juden, als sich abschlagen zu lassen.

Jetzt wird Gaza wieder aufgebaut und bekommt dafür aus allen Ecken der Welt Geld. Mittlerweile hat ein Mensch in Gaza, der von einer Partei regiert wird, die alle Juden vernichten will, mehr finanzielle Unterstützung bekommen als ein Deutscher nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Marshall Plan, und die Deutschen wurden einst auch von einer Partei regiert, die alle Juden vernichten wollte.

Die Menschen in Gaza sollten das Geld langsam mal nutzen, um eine friedliche

Gesellschaft aufzubauen, anstatt das Geld in Waffen und Tunnelsysteme zu stecken, um so dem Hass zu frönen, Juden zu töten. Würde die Regierung das Geld in den wirtschaftlichen Aufbau stecken, gäbe es keinen Krieg mit Israel. Israel ist nämlich tausend Mal lieber von Geschäftsleuten umgeben als von Feinden.

Wenn die Menschen in Gaza das Geld jedoch wieder in Waffen, Raketen und Terrorismus stecken, um Juden zu töten, wird es wieder Krieg, Zerstörung und tote Kinder geben; und vermutlich werden wieder mache Medien die toten Kinder zeigen, ohne zu erwähnen, warum sie sterben mussten: weil sich Juden nicht mehr abschlagen lassen. Stattdessen werden viele wieder Israel kritisieren und von einer unverhältnismäßigen Reaktion Israels sprechen, ganz so als könne es eine verhältnismäßige Reaktion auf die Absicht eines Holocausts geben. Manche werden fordern, Israel müsse verhandeln, ganz so als könne man über die erklärte

Absicht eines Massenmords verhandeln, vier statt sechs Millionen Morde in zwanzig statt in zehn Jahren.

Der einzige Grund, warum die NSDAP damals den Völkermord an Juden durchführen konnte, während die Hamas heute daran scheitert, ist der Tatsache geschuldet, dass Israel existiert und Juden verteidigt. Dem Staat Israel vorzuwerfen, die erklärte Absicht des Völkermordes an das jüdische Volk zu verhindern, ist nicht nur eine der widerlichsten Formen des zeitgenössischen Judenhasses, sondern auch die verbreitetste Form. Es ist der Judenhass der Mitte, der sich auch regelmäßig in den Tagesthemen und dem Heute Journal Bahn bricht.

Es ist die Kritik an Juden, weil sie sich wehren!

Erschienen am 18. Oktober 2014, auf tapferimnirgendwo.com; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors

ISRAELISCHE MUSIK UND FILME HIERZULANDE PRÄSENTIERT

SHAI MAESTRO
IM QUASIMODO BERLIN

Am Mittwoch, den 12. November
22.00 Uhr spielt das
Shai Maestro Trio im Quasimodo
Kantstraße 12 a, Berlin

»The Road to Ithaca«
Shai Maestro (Klavier); Jorge Roeder
(Bass); Ziv Ravitz (Schlagzeug)

Als besonders spielfreudiger und einfallreicher Pianist sorgte Shai Maestro bereits in der Band des Bassisten Avishai Cohen international für großes Aufsehen. Nach fünf gemeinsamen Jahren auf den großen Bühnen der Welt hat er seit 2011 sein eigenes Trio. »The Road To Ithaca«, bei Laborie Jazz erschienen, ist das zweite Album, das die Crew seit Oktober 2013 auf großen mehrwöchentlichen Release-Tourneen in Europa, Nordamerika, und Japan präsentiert.

Shai Maestro, Jahrgang 1987, gewann während und nach seinem Studium am Konservatorium in Tel Aviv mehrere wichtige Preise sowohl für klassisches als auch Jazz-Piano, und kam nach seinem Studienab-



schluss mit einem Stipendium nach New York.

Das junge Trio mit Musikern aus Brooklyns aktueller Jazzszene, seinem Landsmann Ziv Ravitz und dem peruanischen Bassisten Jorge Roeder, bereichert die Tradition des klassischen Jazz-Trios mit vielen eigenen Ideen. Ein starker Fokus auf dem Rhythmus und die vielschichtige Dynamik zeichnen sein Klavierspiel aus. Seine Musik verbindet Pop, Jazz und Improvisation.

FILM SCHOOL
FEST MUNICH

Das internationale Filmfestival der Filmhochschule München „Filmschoolfest“ findet vom 16. bis 22. November statt. Es gehört zu den bedeutendsten Nachwuchsfestivals der Welt. In diesem Jahr sind 46 Kurzfilme von 37 Filmschulen aus 22 Ländern im Programm. Darunter Spiel-, Dokumentar- und Animationsfilme, die im internationalen Wettbewerb um hochdotierte Preise konkurrieren. Die Filme laufen in zehn moderierten Programmblöcken in Spielfilmlänge in Anwesenheit der jungen Filmemacher. Dieses Jahr sind vier Filme aus Israel auf dem Filmschoolfest zu sehen:

THE ARREST, Israel 2014, The Sam Spiegel Film & Television School Jerusalem, Regie: Yair Agmon, Spielfilm, 10 Min., arabisch/hebräisch, OmeU Ein palästinensischer Regisseur dreht einen Film, um seine traumatischen Erlebnisse in der Armee zu verarbeiten. In dieser alternativen Realität ist die palästinensische Armee der Besatzer.

AFTER ALL, Israel 2013, The Sam Spiegel Film & Television School Jerusalem, Regie: Zvi Landsman, Spielfilm, 20 Min., hebräisch, OmeU

Ein älterer religiöser Herr Yaakov, steht vor der Wohnungstür der Prostituierten Vera. Nach längeren Diskussionen lässt sie ihn herein. Doch als Yaakov die Wohnung betritt und mit Veras persönlichem Leben konfrontiert wird, schlägt sein Verlangen in schlechtes Gewissen um.

POISON, Israel 2013, Sapir College, School of Audio and Visual Arts, Regie: Roni Rainhartz, Spielfilm 30 Min., hebräisch, OmeU

Die 18-jährige Chen steht kurz vor dem Ende ihrer Ausbildung in der israelischen Armee. Sie ist hoch motiviert und die Beste in ihrer Gruppe. Als sie erfährt, dass sie als Ausbilderin von Scharfschützen eingesetzt werden soll, ist sie zunächst begeistert. Nur langsam wird ihr klar, was das bedeutet...

DESERTED, Israel 2013, Tel Aviv University, Regie: Yoav Hornung, Spielfilm, 25 Min., hebräisch, OmeU

Zwei junge Soldatinnen navigieren während der Abschlussprüfung der Offiziersausbildung durch die israelische Wüste. Eine der beiden vergisst ihr Gewehr am Rastplatz. Sie müssen umkehren und die Lage verkompliziert sich.



Der Text der Ankündigungen stammt mit freundlicher Genehmigung zum Abdruck aus dem Kultur-Newsletter der Botschaft des Staates Israel

LESERBRIEFE

Liebe Redaktion,

ich lese immer wieder Ihre Zeitung, bekomme dadurch neue Anregungen und Hintergründe. Diesen Leserbrief habe ich ans Stader Tageblatt geschrieben: (...) Was ich leider weder im Religions- bzw. Konfirmandenunterricht lernte, noch von Frau Käßmann hörte: Luther ist kein Vorkämpfer der Toleranz, denn er duldet keine verschiedenen Überzeugungen. Auch er griff bei »Glaubensabweichungen« zu Zwangsmitteln. Bei der katholischen Kirche geschah dieses durch die Kirche selbst, unter Luther aber perverserweise durch den Landesherrn. Die Kirche selbst ist auf Freiheit, Liebe und Ermahnung gestellt. Aber dafür, daß alle getauft und ihr unterstellt waren, sorgte die Sitte, die gesellschaftliche Bindung aller Rechte an die Christlichkeit, und beim Abweichen von der offiziellen Kirchenmeinung (schritt) der Staat ein (...) Auch in den Bauernkriegen und gegenüber den Wiedertäufern stand Luther eindeutig auf Seiten der Obrigkeit.(...) Der in Nürnberg wegen antisemitischer Verbrechen zum Tode verurteilte Julius Streicher sagte damals: »Dr. Martin Luther säße heute an meiner Stelle auf der Anklagebank. In seinem Buch »Die Juden und ihre Lügen« schrieb dieser, die Juden seien ein Schlangengezücht, man solle ihre Synagogen niederbrennen und sie vernichten«. Margot Käßmann sieht keine direkte Linie zu Hitler und dem Holocaust bzw. Shoa! Dafür habe ich kein Verständnis (...).

Mit freundlichen Grüßen
Wolfgang Merten, Stade am 19. Oktober

Vielen Dank für die Anregung eines Solidaritätsbeitrags für die JRI!

Liebes Redaktionsteam,

mit Bedauern habe ich in der aktuellen Ausgabe gelesen, dass die Zahl der Abnehmer bei weitem nicht ausreichen würde, um die Zeitung am Leben zu halten. Das wäre für viele Leser ein totaler Verlust, da die Artikel sehr informativ sind und sich deutlich von den mir bisher bekannten Zeitungen abhebt. Ich habe die erste Ausgabe auf der Suche nach einer jüdischen Zeitung in einem Discounter entdeckt und war total froh darüber. Es gibt zu Ihrer Zeitung keine Alternative. Mir ist zumindest keine bekannt. Daher wäre ich auch bereit mehr für die Zeitung zu bezahlen. Möglicherweise sind weitere Leser bereit in die Jüdische Rundschau zu investieren. Durch eine Kundenbefragung könnte die Zahlungsbereitschaft erfragt werden, des Weiteren könnte auch ein Spendenkonto eingerichtet werden. Ich wünsche Ihnen und den Lesern, dass die Zeitung weiterhin monatlich herausgegeben werden wird.

Herzliche Grüße Y. Kilian, am 12. Oktober

JÜDISCHE RUNDSCHAU

Unabhängige Monatszeitung

Herausgeber:
J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH
Verlag:
J. B. O. Jewish Berlin Online GmbH
Postfach 12 08 41, 10598 Berlin
Telefon 030. 54 71 02 50
Fax 030. 23 32 88 60
E-Mail redaktion@juedische-rundschau.de
www.juedische-rundschau.de
Redaktion: Dr. Susanne Wein, Dr. Clemens Heni
(clemens.heni@juedische-rundschau.de)
Telefon 030. 42 09 63 71
Administration: Michail Goldberg
Layout: Kahane Design
Werbeabteilung: Telefon 030. 54 71 02 51
E-Mail: werbung@juedische-rundschau.de
Druck: Pessedruck Potsdam GmbH
Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam
Die Zeitung erscheint monatlich. Abonnementpreis:
frei Haus jährlich 39 €, ermäßigt 32 € einschließlich 7 % MwSt.
Alle in dieser Zeitung veröffentlichten Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Der Verlag haftet nicht für die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben und für die Werbung. Für unaufgeforderte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Für fernmündlich und handschriftlich erteilte Anzeigenaufträge übernimmt der Verlag keine Haftung.
© Copyright AFP Agence France-Presse GmbH – Das mit dem Kürzel »AFP« gekennzeichnete Bildmaterial dieser Seiten ist urheberrechtlich geschützt und ausschließlich für die persönliche Information bestimmt. Jede weitergehende Verwendung, insbesondere die Speicherung in Datenbanken, Veröffentlichung, Vervielfältigung und jede Form der gewerblichen Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte – auch in Teilen oder in überarbeiteter Form – ohne explizite Zustimmung der AFP GmbH ist untersagt.
Es gelten AGB vom 01. 05. 2014 und die Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 01. 09. 2014

LOS CAPAROS AUS
TEL AVIV

Im November geben Los Caparos, eine Ska-Reggae-Dub Band aus Tel Aviv, Konzerte in Weimar, Berlin und Jena. Die musikalische Karriere der Band begann im Jahr 2004, in Pubs und Clubs, die eng mit der russischen Community in Tel-Aviv verbunden sind. Die Kombination aus russischem Temperament und israelischer Sonne liefert eine frische, neue und einzigartige Mischung aus Ska, Reggae, Dub, Jungle und Weltmusik, gesungen auf Russisch, Hebräisch und Englisch und machte die Musik von Los Caparos international. 2006-2007 entstand das Debüt-Album »Rasta Vasily«. 2013 veröffentlichte die Band das Album »Haim Baseret« (Das Leben in einem Film).

Los Caparos: MC Goga, Archie Jacobson, Anton Koliadko, Arthur Krasnobae, Ziv Taller, Amit Kaminer

Termine:
16. November, Weimar, C.Keller
18. November, Berlin, Café Burger
19. November, Jena, JG Stadtmitte
20. November, Dresden, Sabotage



Foto: Adam Nishma